

Digitales Brandenburg

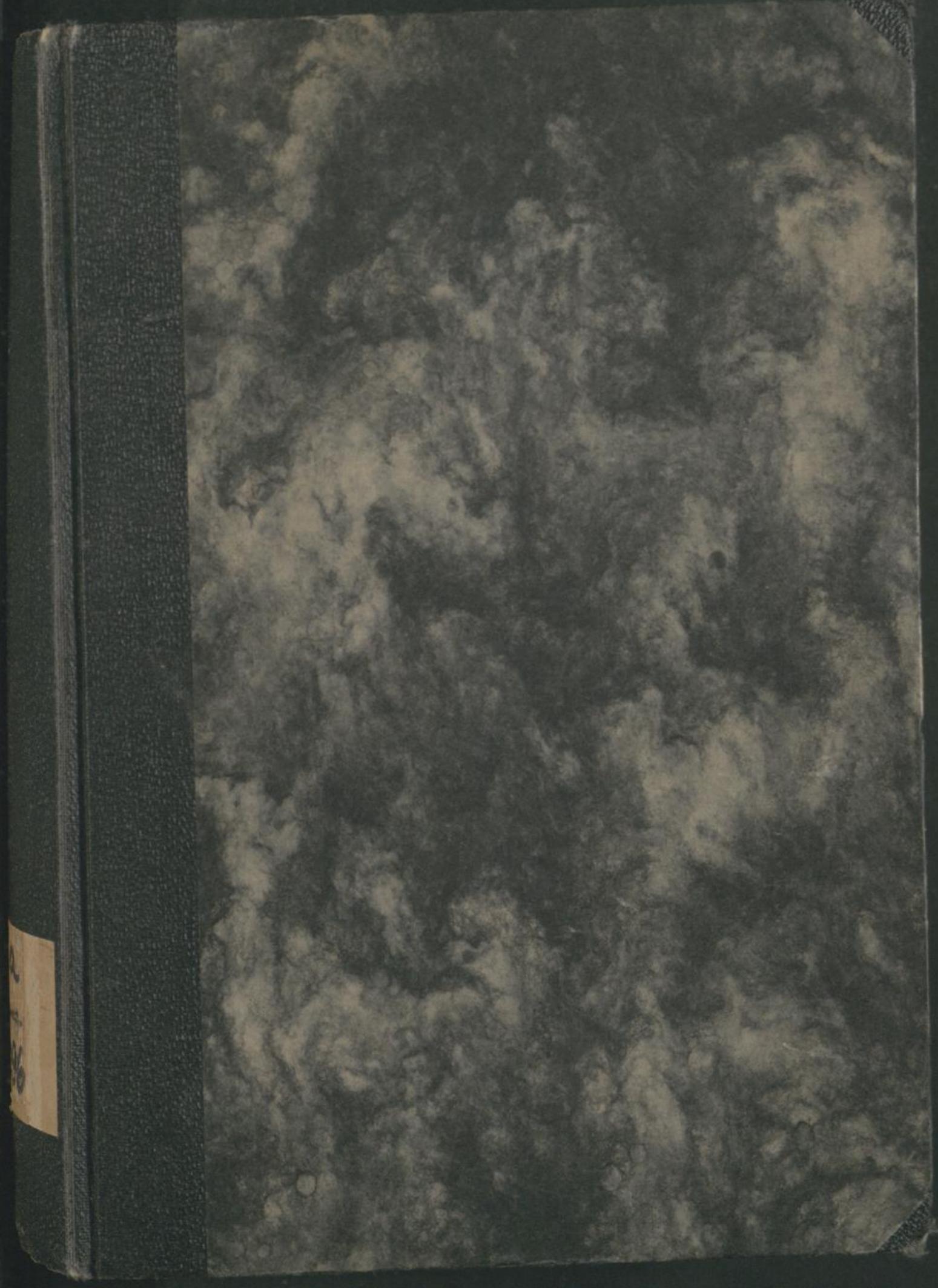
hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

König Friedrich als Kriegsherr und Heerführer

Freytag-Loringhoven, Hugo Friedrich

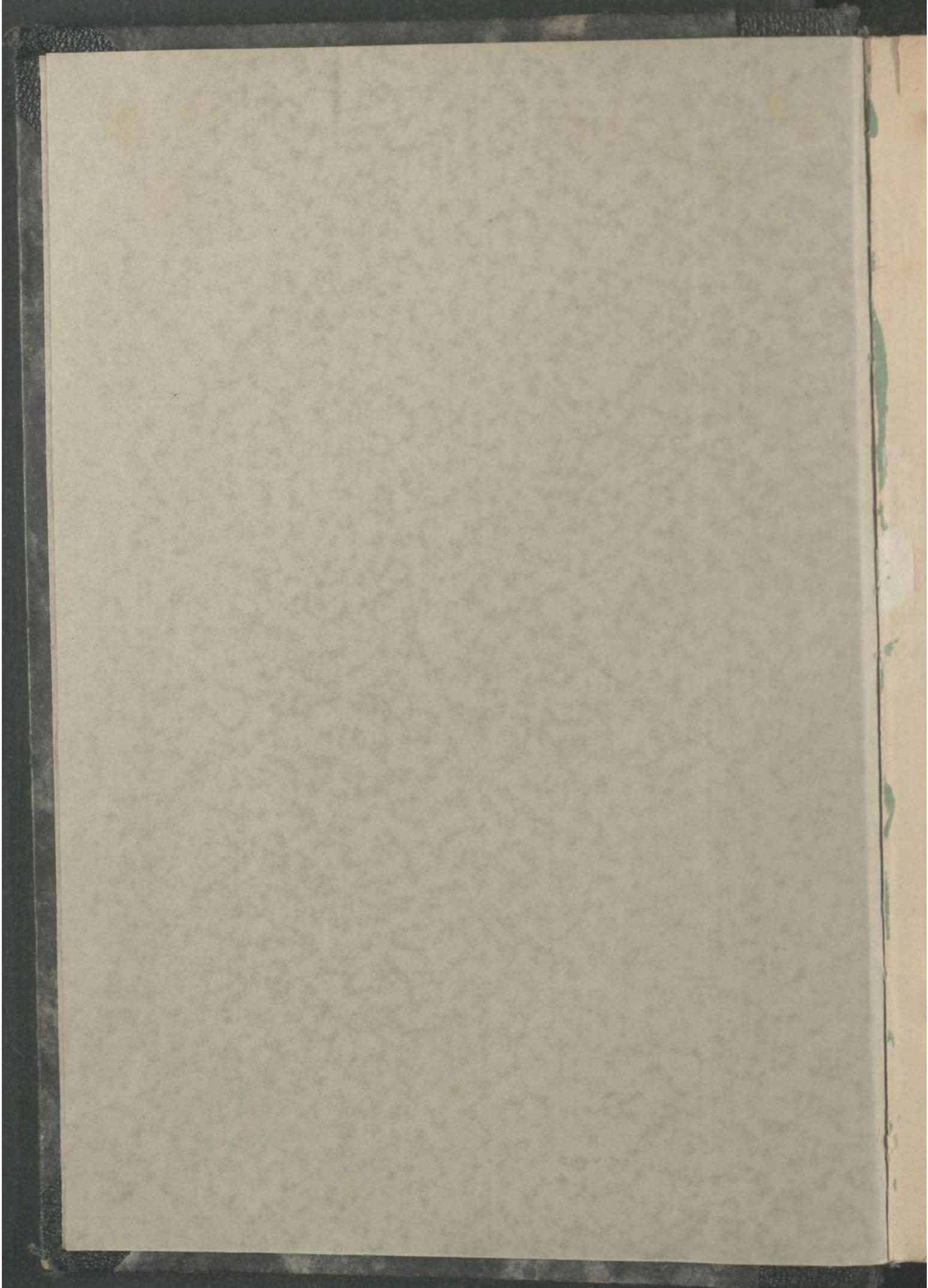
Berlin, 1912

[urn:nbn:de:kobv:517-vlib-12688](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-vlib-12688)





Ob.-Reg.-Rat Linnebach
Potsdam
Burggrafenstraße 28



König Friedrich als Kriegsherr und Heerführer.

Vortrag, gehalten am 23. Januar 1912 in der Kriegsakademie aus Anlaß der
200jährigen Wiederkehr der Geburt Friedrichs des Großen

von

Generalmajor Frhr. v. Freytag-Loringhoven.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Eine Betrachtung über die Tätigkeit König Friedrichs als Kriegsherr und Heerführer wird ihren Ausgang von König Friedrich Wilhelm I. zu nehmen haben. Das Ergebnis der Lebensarbeit dieses Monarchen faßt der Sohn in die Worte zusammen: „Wenn es wahr ist, daß wir den Schatten der Eiche, der uns umfängt, der Kraft der Eichel verdanken, die den Baum sprossen ließ, so wird der Erdkreis darin einstimmen, daß in dieses Fürsten Leben voll Arbeit, und in der Weisheit seines Waltens die Urquellen der Wohlfahrt zu erkennen sind, deren das Königshaus nach seinem Tode sich erfreut hat.“*) Von seinem Vater übernahm König Friedrich eine festbegründete Kriegsherrlichkeit, auch diese ein „rocher de bronze“, wie die Souveränität im Staate. Seit Friedrich Wilhelm I. war der König unbeschränkter Herr über alle Truppenteile. Die Offiziere standen zu ihm in einem besonderen persönlichen Verhältnis, das an dasjenige mittelalterlicher Gefolgsleute zu ihrem Dienstherrn erinnert. Nirgends sonst kam das zu jener Zeit in gleicher Weise zum Ausdruck. Der König selbst betrachtete sich als den ersten Offizier seiner Armee. Friedrich Wilhelm I. gab dem preußischen Staat sein besonderes militärisches Gepräge. Mit einer Bevölkerung von 2½ Millionen stand dieser in Europa an zwölfter Stelle, hinsichtlich der Stärke seiner Armee war er der vierte. Das Kantonsreglement ermöglichte es, die hohen Kosten der Ausländerwerbung zu beschränken, und sicherte den Regimentern in Gestalt der in die Kantons beurlaubten Mannschaften eine stets verfügbare Kriegsrésérve.

Die Regierung König Friedrich Wilhelms I. ist in hervorragender Weise eine Zeit der Sammlung und der Vorbereitung für eine kommende aktive Politik und große Kampfleistungen gewesen. Es ist als ob die

*) Oeuvres I, angeführt in der stoferischen Übersetzung.
Beihft 4. III. Wochenbl. 1912. 2./3. Sest.

490456952

Forderung, die der König an seine Potsdamer Riesen stellte: „Geschwind laden, geschlossen antreten, wohl anschlagen, wohl in das Feuer sehen, alles in tiefster Stille“, prophetisch werden sollte für eine anbrechende große kriegerische Zeit. Was „in tiefster Stille“ auf den preußischen Exerzierplätzen eingeübt worden war, sollte sich im Schlachtendonner der drei Schlesienschen Kriege bewähren.

König Friedrich hatte als Kronprinz die Zeit in seinem Rheinsberger Idyll wohl zu nutzen verstanden. Die Welt zwar wußte nur von seinen schöngeistigen und philosophischen Beschäftigungen, nicht, daß sich in ländlicher Stille ein junger Fürst zu einem *R o n i g - C o n n é t a b l e* vorbereitet hatte. Schon als Kronprinz hatte Friedrich es beklagt, daß sein Vater eine Armee von 80 000 Mann nicht ihrem Werte entsprechend zu verwenden wisse. Seine erste Sorge nach dem Regierungsantritt war, die Armee um 10 000 Mann zu vermehren. Daß er sie zu brauchen gedachte, ließ schon seine Ansprache an die Generale im Berliner Schlosse am Morgen nach dem Tode seines Vaters vermuten, da er betonte, daß die Truppen nicht nur schön, sondern vor allem gut und brauchbar sein müßten. Als er dann zur Besitzergreifung von Schlesien schritt, zum „*R e n d e z v o u s d e s R u h m e s*“ ausbrach, wie er seinen Offizieren sagte, legte die von der Welt bisher verspottete preußische Paradearmee alsbald bei *M o l l w i t z* eine erste glänzende Feuerprobe ab.

Ihr königlicher Führer freilich war zu jener Zeit noch nicht zum Politiker und Feldherrn großen Stiles herangereift. Noch fehlte ihm das klare Bewußtsein, daß die kleinen Winkelzüge politischer Intrige einem großen Staatswesen niemals frommen können, daß eine Politik, die zum Schwert greift, es erst nach vollem Erfolge niederlegen darf, daß jeder große Kriegszweck Opfer fordert. Es hat noch mancher schmerzlichen Erfahrung bedurft, bis sich König Friedrich endgültig los sagte von den überkommenen kleinen Mitteln der Kabinettspolitik und der Kriegführung seiner Zeit. Er selbst hat damals vom Kriegshandwerk gesagt: „Ich gebe dies Metier zu allen Teufeln und doch treibe ich es gern.“*) So gern er es aber auch treiben mochte, in ihm überwog doch das Verantwortungsgefühl des Trägers der Krone.

Er hat alsbald getrachtet, sich nach gesichertem Gewinn aus dem Streit um die habsburgische Erbschaft herauszuziehen. So schied er sich nach einem zweiten Waffengange bei Chotusitz durch einen Sonderfrieden von seinen Verbündeten. Nicht lange darauf sah er sich indessen genötigt, abermals zum Schwerte zu greifen. Ein Staat, der durch seinen Fürsten in die Reihe der großen Mächte eingeführt war, konnte auf die Dauer unmöglich abseits stehen, wo die Wogen eines europäischen Krieges seine

*) Koser, Friedrich der Große, I.

Grenzen umbrandeten. Nur wenn er mit den Waffen machtvoll für seine Interessen eintrat, wahrte er diese gegenüber Feind und Freund.

Diese zweite Schilderhebung nahm keinen glücklichen Verlauf. Mit 80 000 Mann rückte König Friedrich 1744 in Böhmen ein, durch massenhafte Fahnenflucht geschwächt, fand die Armee zu Beginn des Winters in Schlessien Schutz vor den verfolgenden leichten Truppen der Österreicher, nach einem zeitgenössischen Urteil „als ein Haufe Menschen“, nicht aber als eine Armee.*) Um so mehr sollte sich im folgenden Kriegsjahre, nun der König allein auf sich gestellt, sein Land zu verteidigen hatte, zuerst seine ganze Bedeutung als Feldherr erweisen. Wenn je die geheimnisvolle Macht der Persönlichkeit im Kriege hervorgetreten ist, so war es in der Art, wie der König seine entmutigten Truppen aufzurichten wußte, wie er Generale zu entschlossenen Führern machte, bei denen noch im letzten Feldzuge nach Winterfeldts Meinung „die Sentiments unausrottbar eingerissen waren, sich vor dem Feinde nur präcavieren zu wollen.“*) „Empportiert Euch allezeit wie ein tapferer Mann und menagiert den Feind nicht“, so schreibt der König einem von ihnen — „und unterrichtet Euere Offiziers, ebenso gesinnt zu sein. Ich will keine timiden Offiziers haben; wer nicht dreist und herzhast ist, meritiert nicht, in der preußischen Armee zu dienen. Saget solches allen Euren Offiziers und Subalterns.“

Zwei Tage vor Hohenfriedeberg konnte der Geheime Kabinettsrat Eichel dem Minister von Podewils schreiben: „Ich bin so wie alle im hiesigen Lager fast ferme persuadieret, daß wofern des Höchsten Rath nicht ein anderes beschlossen und die Sachen nicht außer dem Lauf der Natur gehen, es bey einer decisiven Affäre nicht anders wie gut und vielleicht sehr gut von Seiner Königlichen Majestät gehen werde.“**) Wenn aber der treue Mann bereits einen Monat zuvor berichten konnte, der König empfinde „gleichsam eine Espèce von Pressentiment, daß vor Deroselben die Sachen endlich doch noch einen guten Pli und Ausschlag nehmen würden“,***) so lagen die Gründe hierfür nicht allein in dem Bewußtsein von dem Zauber der eigenen überragenden Persönlichkeit, das in Friedrich lebte. In ihm hatte sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß die Gegner im letzten Feldzuge ihre Erfolge doch nur der Manöverstrategie verdankten, daß aber diese versagen mußte, wo ihr nicht die Umstände zu Hilfe kamen. War keine lange Verbindungslinie zu schützen, war man frei von der Sorge um die Magazine, die in den Kriegen des 18. Jahrhunderts eine fast ausschlaggebende Rolle spielten, vertraute der König allein der Beweglichkeit und Schlagfertigkeit seines Heeres, dem Willen zum Siege in der eigenen Brust, dann konnte ihm die österreichisch-

*) Koser, Friedrich der Große, I.

**) Generalstabswerk, Der Zweite Schlessische Krieg II, S. 210.

***) Koser, a. a. D. I.

sächsische Kriegsmacht nicht widerstehen. So haben denn in dem einen Jahre 1745 Hohenfriedeberg und Soor, Katholisch-Hennersdorf und Kesselsdorf dem Preußenkönige und seiner Armee den Ruf der Unbesiegbarkeit erworben. Bewundernd gestand damals der Marschall von Sachsen, dem sonst Vorliebe für Friedrich fern lag: „Das Geschick des Königs von Preußen ist des größtens Lobes der Kenner wert. Alles, was er in diesem Feldzuge ausgeführt hat, ist schön und groß“.

In den folgenden zehn Friedensjahren hat den König der Gedanke niemals verlassen, daß die Weltlage für Preußen — nicht anders als für Preußen-Deutschland jetzt — dauernd eine hohe militärische Kraftanstrengung fordere. Die Stärke der Feldtruppen betrug bald nach Beginn des Siebenjährigen Krieges in 132 Bataillonen, 213 Eskadrons rund 150 000 Mann. Zu Ausgang der Regierung König Friedrichs ist sie bis auf 186 000 Mann angewachsen. Die Verstärkung der Feldarmee zwischen dem Zweiten Schlesischen und dem Siebenjährigen Kriege war allerdings nicht erheblich. Sie hatte vorher neben der Infanterie namentlich die Dragoner, vor allem aber die Husaren betroffen. Diese leichte Kavallerie von 8 Regimentern zu je 10 Eskadrons, zu denen während des Siebenjährigen Krieges zwei weitere Regimenter kamen, ist vom Könige erst recht eigentlich geschaffen worden. An leichter Infanterie bestand dauernd nur das Fußjägerkorps. Hinzu traten während des Krieges 28 Freibataillone. Auch nach dem Siebenjährigen Kriege war die Aufstellung der leichten Infanterie im wesentlichen der Mobilmachung vorbehalten. Es sollten alsdann 23 Freibataillone angeworben werden. Zu Festungsbesatzungen dienten die Garnisontruppen. Teile von diesen fanden im Siebenjährigen Kriege ebenso wie die wieder ins Leben tretende Landmiliz auch mit Nutzen Verwendung im Feldkriege.

Mehr noch als in den Truppenvermehrungen kam unter König Friedrich die Notwendigkeit steter Kriegsbereitschaft in der Schulung zum Ausdruck, die er der Armee angeeignet ließ. Schon bald nach seinem Regierungsantritt legte er die bessernde Hand an. So vortrefflich sich die Infanterie bei Mollwitz gehalten hatte, so wenig hatte sich die Kavallerie, diese „Kolosse auf Elefanten“, die der König von seinem Vater übernommen hatte, bewährt. Hier schuf er zuerst Wandel. Unbedingt forderte er von seinen Reitern, daß sie sich nicht attackieren lassen sollten, sondern stets den Feind zuerst attackierten. Die offensive Tendenz, die er nicht müde wurde, allen Truppenführern unausgesetzt einzuprägen, wollte er bei seiner Reiterei im höchsten Maße gepflegt sehen. Es währte denn auch nicht lange, bis aus den „strammen Grenadiern zu Pferde“ eine unvergleichliche Schlachtenreiterei von höchster Beweglichkeit wurde. Die lange Dienstzeit gab die Möglichkeit, die Reitkunst des einzelnen Mannes auf eine hohe Stufe zu bringen, und so entstanden jene Centauern-Ge-

schwader, mit denen später Seydlitz nach einem Ausspruch Berenhorsts*) „die Ideen des Königs in die Wirklichkeit ritt“.

Die Lorbeeren des Zweiten Schlesischen Krieges waren dann für König Friedrich nur ein Anreiz sich nicht mit Verbesserungen im einzelnen zu begnügen, sondern in der Schulung der gesamten Armee für den Krieg noch weiter zu gehen. Hierzu dienten ihm die großen Feldmanöver, in denen recht eigentlich der Grund gelegt wurde zu der inneren Überlegenheit der preußischen Armee im Siebenjährigen Kriege. Je mehr die mutmaßlichen Gegner trachteten, sich dem preußischen Vorbilde zu nähern und je weniger der König ihnen gegenüber auf eine ziffernmäßige Überlegenheit rechnen konnte, um so wichtiger war es, hinsichtlich der Beweglichkeit der Truppen und des Geschicks der Führung einen Vorsprung zu behalten. Und das um so mehr als, wie der König sagt:**) „Unsere Kriege kurz und vives seyn müssen, massen es uns nicht konveniret die Sachen in die Länge zu ziehen, weil ein langwieriger Krieg ohnvermerkt unsere admirable Disciplin fallen machen, und das Land depeupliren, unsere Resources aber erschöpfen würde“.

Wohl besaß die preußische Armee allein schon in ihrer ständigen Kriegsbereitschaft gegenüber den unfertigen Gegnern einen großen Vorsprung, aber ein Krieg, der „kurz und vif“ sein sollte, bedingte nicht nur das Suchen einer baldigen Entscheidung durch die Schlacht, sondern diese Schlacht mußte den Feind vernichtend treffen. Die bloße Parallelschlacht aber, wie sie der damaligen Zeit als eine mittelbare Folge der schwer beweglichen linearen Ordnung entsprach, führte günstigstenfalls nur zu einem Verdrängen des Feindes vom Schlachtfelde, nicht zu seiner Zertrümmerung. Aus solchen Erwägungen ergab sich dem König die berühmte schräge Schlachtordnung, bei der ein Flügel den Angriff, soweit als möglich, umfassend zu führen hatte, während der andere verjagt blieb. Nur bei der Beweglichkeit der trefflich geschulten preußischen Truppen war der linearen Ordnung solches abzugewinnen, konnte es ermöglicht werden, den Feind „auch mit einer inegalen Force zu schlagen“, denn wie der König sagt:***) „eine Armee von 100 000 Mann, wenn sie in der Flanke gefasset wird, kann durch 30 000 Mann geschlagen werden, denn die Affaire decidiret sich sodann geschwinde“.

Die Erfahrung von Hohenfriedeberg, wo der rechte preußische Flügel bereits einen ersten Erfolg zu verzeichnen hatte, bevor der linke den Aufmarsch hatte vollenden können, hat offenbar die Anschauungen des Königs beeinflusst, noch mehr der Verlauf der Schlacht von Soor,

*) Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit.

**) Generalprinzipien, 23. Artikel.

***) Generalprinzipien, 22. Artikel, 7.

wo er sich überrascht und bereits selbst überflügelt sah, eine Lage, aus der nur sein rascher Entschluß ihn gerettet hatte, mit der Armee rechts abzumarschieren und sie auf den feindlichen linken Flügel zu werfen.

So sind es die Ergebnisse rastloser Gedankenarbeit im Verein mit den Erfahrungen der beiden ersten Schlesiſchen Kriege, die in der Friedensschulung seines Heeres in den Jahren, die dem Siebenjährigen Kriege vorausgingen, zutage treten. Nur in der Praxis des Manövers konnten die Generale die Sicherheit des Blicks gewinnen, die für das Ansehen und die Durchführung der schwierigen Bewegung unter gleichzeitiger Wahrung des Zusammenhangs der Schlachtordnung erforderlich war.

Die erworbenen klaren Anschauungen vom Kriege ermöglichten dem Könige sein großartiges erzieherisches Wirken. An den eigenen Kriegserfahrungen ließ er sich nicht genügen. Ihnen voraus und neben ihnen her ging ein umfassendes Studium, das die gesamte damalige taktische und kriegsgeschichtliche Literatur in sich begriff. Friedrich liefert den Beweis dafür, daß auch das Genie fleißigen Studiums bedarf, daß eine Lebensarbeit dazu gehört, um ein Feldherr zu werden. Ihm ist das Ringen nach Klarheit, wie es in der Arbeit mit der Feder zum Ausdruck kommt, Bedürfnis. Unter seinen zahlreichen Instruktionen, Ordres und Lehrschriften sind mit Recht die Generalprinzipien vom Kriege, die 1752 in deutscher Übersetzung den Generalen zugänglich gemacht wurden, als die „Stammsschrift“) bezeichnet worden, an die sich viele der späteren Aufsätze des Königs als Ergänzungen anreihen. Diese Generalprinzipien tragen den damaligen Verhältnissen Rechnung, ganze Abschnitte sind daher jetzt völlig veraltet, dafür aber sind andere noch heute und für immer gültig. Auf sie trifft auch jetzt noch in vollem Maße zu, was Winterfeldt dem Könige über einen Aufsatz**) nicht lange vor Beginn des Siebenjährigen Krieges schreibt, daß sie eine unschätzbare Feldapothek bilden, als welche man allzeit sinnlich bei sich führen sollte, so daß auch das stärkste feindliche Gift nicht schaden könne“. Auch für uns gilt das Wort: „Die Einrichtung meiner Truppen erfordert eine ohnendliche Application***) von denjenigen, so solche commandiren“, und wir hoffen zuversichtlich, daß auch jetzt noch „ein General so bey anderen Völkern vor verwegen passiret, bey uns nur thut was nach den ordinären Regeln erfordert wird“, daß er „alles wagen und unternehmen kann, was Menschen zu executiren möglich ist“. Und sind wir nicht alle von der Wahrheit des Satzes überzeugt: „Wenn ihr eine Bataille liefern wollet, so ziehet so viele Truppen zusammen als ihr nur immer könnet, denn man

*) Tausen, Friedrich der Große, Militärische Schriften.

**) Gedanken und allgemeine Regeln für den Krieg.

***) Generalprinzipien, 1. Artikel.

kann solche niemahlen nützlicher employiren.“*) Auch die neuesten Kriegserfahrungen haben immer wieder bestätigt, daß „bey einem Conseil de guerre der mehreste Theil derer Stimmen allezeit vor die Negative ausfällt“,**) sowie daß „es nur die Exempel und die großen Muster seynd, welche die Menschen ziehen und formiren“.***) Wie treffend schildert nicht der König den bloßen Routinier, wenn er an anderer Stelle sagt:†) „Dem hergebrachten Gange des Dienstes folgen, Sorge für Tisch und Nahrung tragen, marschieren, wenn marschirt wird, sich schlagen, wenn alle anderen sich schlagen, das heißt bei einer großen Zahl von Offizieren gedient und Krieg geführt haben, unter den Waffen grau geworden sein. Von daher stammt diese Anzahl an kleinlichen Dingen hängender Offiziere.“ Das Nachdenken, die Fähigkeit, Ideen zu verbinden — meint der König — unterscheide doch erst den Menschen vom Lasttiere. Den Routinier vergleicht er in wenig schmeichelhafter Weise mit einem alten Maulesel, der dadurch kein besserer Taktiker geworden sei, daß er durch zehn Feldzüge des Prinzen Eugen den Packsattel getragen hätte.

Der Spott kommt freilich aus einem Munde, der wie wenige geistvoll zu spotten wußte, aber die hier geäußerte Verachtung war echt. Der König bemühte sich mit aller Kraft, den geistigen Standpunkt seines Offizierkorps zu heben. Deutlich lassen seine Schriften erkennen, wie hoch ihm der Geist über der Form steht. Wohl schätzt er den Wert der Form, aber wenn er in seinem Lehrgedicht „Die Kriegskunst“ mahnt, die kleinen Dinge des Dienstes genau zu nehmen, weil sie den ersten Schritt zum Siege bilden, so erhebt er sich gerade dort zum höchsten Schwunge. „Seines Gegenstandes ganz voll“, sagt Berenhorst,††) „ging der außerordentliche Monarch bis zum Außersten und sang den Krieg“. Aus den französischen Versen des Gedichts spricht echte kriegerische Leidenschaft, und ohne solche ist überhaupt kein großer Feldherr denkbar. Um so bewundernswerter erscheint des Königs Mäßigung, die ihn — abgesehen von seiner ersten kriegerischen Unternehmung — nur zum Schwerte greifen ließ, wenn das Gebot der Ehre und der Selbsterhaltung ihn dazu nötigten. Er hat im Zweiten Schlesischen Kriege standhaft der Versuchung widerstanden, die Wege eines Karls XII. zu wandeln. Der große Regent in ihm ließ den Eroberer nicht die Überhand gewinnen.

Hierdurch erlangen wir erst das wahre Verständnis für seine Heerführung im Siebenjährigen Kriege. Für seine Gegner war dieser ein

*) Generalprinzipien, 10. Artikel.

**) Generalprinzipien, 25. Artikel.

***) Generalprinzipien, Von denen —.

†) Betrachtungen über die Taktik und einige Seiten der Kriegführung.

††) A. a. O.

Kabinettskrieg wie andere, für ihn ein Ringen um das Dasein seines Staates, in dessen Interessen er aufging. Nur er allein konnte das in vollem Maße empfinden, und darum ist seine Kriegsweise von fast allen Zeitgenossen mißverstanden worden. Uns aber ist sie um so verständlicher, weil sie dadurch der neueren Kriegsweise ähnlicher gewesen ist. Dem widerspricht auch nicht das spätere Verhalten des Königs im Bayerischen Erbfolgekriege, wo er in den Bahnen methodischer Kriegführung wandelt. Hier fiel der große Zweck fort. Der ganze Krieg war mehr oder weniger eine bewaffnete Demonstration, die einen hohen Einsatz weder lohnte, noch forderte. Des Königs Kriegsweise im Kampf der sieben Jahre dagegen fußte einerseits auf dem großen staatserkhaltenden Prinzip und andererseits auf der klaren Erkenntnis von der Bedeutung des Angriffs, zu der er sich durchgerungen hatte und die ihn in seiner „Art de la guerre“ vom Führer sagen läßt: „Loin de le recevoir, il donne le combat“, und ihn versichern heißt: „Le sort des assaillants est toujours favorable“.

Völlig dem entspricht das Handeln des Königs zu Beginn des Krieges. Mit heißem Bemühen strebt er nach der Angriffsschlacht, und sie soll entscheidend sein, wie er sie in seiner Lage brauchte. Zu Beginn des Jahres 1757 schreibt er:*) „Es ist also mit unseren Umständen kein Kinderspiel, sondern es gehet auf Kopf und Kragen“. Indessen meint er,**) „120 000 Preußen gegen 140 000 Oesterreicher, sei der Welt Ende“, und er fügt hinzu: „Kommt der Feind, Ich schlage ihm und kann nicht nachsetzen, so ist nur ein unnützes Blutbad, das nichts decidiret, und das muß nicht seind, sondern jede Bataille, so wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden“. Er will an einer Stelle stark sein, „damit man was rechtes decidiren kann.“ Aus solchen Worten spricht nicht Sucht zum Bataillieren, wie seine Verkleinerer sie ihm vorgeworfen haben, wohl aber echt kriegerischer Genius, der mit Leidenschaft der Schlachtentscheidung zustrebt, der sie sucht in der vollen Erkenntnis von der Bedeutung des Sieges, der in einem „accabler à la fois“ der vereinigten Streitkräfte des Hauses Oesterreich zur Wirklichkeit werden sollte. . . .

Trotz dieser höheren Auffassung vom Kriege, in der Friedrich seine Zeitgenossen weit überragt, hat er sich im wesentlichen seiner Zeit nicht entfremdet, und wenn er der Kriegführung einen höheren geistigen Inhalt gab, so hat er die überlieferten Formen doch bewahrt, denn allzu fest waren sie mit dem ganzen Aufbau und dem Wesen seines Staats ver-

*) Politische Korrespondenz XIV, 8498.

**) Politische Korrespondenz XIV, 8488.

bunden. Er selbst hatte von den begrenzten Mitteln seiner Zeit eine sehr lebhaft empfundene.“*)

Schon in den ersten beiden Kriegen war ihm zum Bewußtsein gekommen, wie wenig geeignet die Heere von damals für weit ausgreifende Offensivunternehmungen waren. Ausdrücklich warnt er daher vor solchen, die er als „Pointen“ bezeichnet. Die Armee war abhängig von ihren Magazinen. Sie bestand zur Hälfte aus geworbenen Mannschaften und mußte immer erst wieder in den Winterquartieren mühsam ergänzt werden. Ihr, wie bei einem Heere, das sich auf die ganze Volkskraft stützt, im Laufe der Operationen Truppen nachzuschicken, war nicht möglich. Schon Clausewitz hat treffend bemerkt, daß die Schlacht von Kolin unfehlbar gewonnen worden wäre, wenn dem Könige nach der Schlacht bei Prag auch nur 20 000 Mann an Ersatzmannschaften und Reserven hätten nachgeführt werden können.

Wie auf operativem Gebiet dem Könige Schranken gezogen waren, so auch auf taktischem. So schwer auch die lineare Ordnung zu handhaben war, er hat sie dennoch beibehalten, wiewohl sein schräger Angriff im Grunde nur bei Leuthen in vollem Maße geglückt ist, bei Kolin, bei Zorndorf und vollends bei Kunersdorf aber mißlang. Es waren jedesmal andere Gründe, die hierzu den Anlaß boten, und nicht wenig hat dazu beigetragen, daß die Armee der späteren Jahre des Krieges nicht mehr die gleiche war wie zu Anfang. Nach Kunersdorf, als es zeitweilig schien als sei es unmöglich, sich der von allen Seiten andringenden Gegner zu erwehren, klagt der König, daß er nicht mehr über die Armee des Jahres 1757 verfüge. Wohl ließen die Truppen sich willig gegen die starken Stellungen des Feindes führen, wohl gelang es bis zuletzt die Rekruten in den wenigen Monaten der Winterquartiere einzudrillen, aber sie waren jenen älteren Mannschaften nicht vergleichbar, die in den Weinbergen bei Lobositz, wo Richtung und Zusammenhang vollständig verloren gingen, ohne weiteres ein Schützengefecht zu improvisieren wußten, und die bei Prag in dichten stehenden Schützenmassen trotz stärkster Vermischung der Verbände zu siegen verstanden. Schon diese Schlacht hatte nach des Königs eigenen Worten „die Säulen der preussischen Infanterie“ dahingerafft, und immer weitere Opfer hatte der Krieg gefordert. Als halbe, ja als völlige Kinder traten die Söhne des Adels als Offiziere an die Stellen ihrer älteren Brüder und Vettern, die für den König ihr Leben gelassen hatten. Die neu aufgerückten Generale und Stabsoffiziere besaßen nicht mehr die Schulung der großen Friedensübungen. Die Manövrierfähigkeit der Armee war nicht mehr die alte.

*) Generalstabswerk, Der Siebenjährige Krieg, Band II: Prag, Band III: Betrachtungen (der Feder des Vortragenden entstammend).

Es hatte nicht in König Friedrichs Macht gelegen, den Kampf, zu dem er 1756 ausgezogen war, „kurz und vif“ zu gestalten. Die Abnutzung seiner Armee mußte ihn daher in den letzten Jahren des Krieges auf andere Mittel sinnen lassen wie zu Anfang. Schon Ende 1758 schreibt er:*) „Unsere Infanterie, durch Niederlagen wie durch Siege entkräftet und entartet, verlangt mit Schonung zu schwierigen Unternehmungen geführt zu werden. Man muß sich nach ihrem inneren Werte richten. . . Das System einer zahlreichen Artillerie muß man, so unbequem es auch sein mag, annehmen. Ich habe die unsrige beträchtlich vermehrt, so daß sie im Notfall unsere Infanterie ersetzen kann, deren Material sich, je mehr sich der Krieg in die Länge zieht, verschlechtern wird.“ Die in 62 Bataillonen, 102 Eskadrons 44 000 Mann zählende Armee, mit der der König seine letzte große Angriffsschlacht bei Torgau schlug, führte neben ihren Bataillonsgeschützen nicht weniger als 132 schwere Geschütze mit sich, die in sogenannten Brigaden zu 10 Geschützen zwischen den Infanterie-Brigaden in die Marschkolonne eingereiht waren. Wie auf diesem Gebiet, sah sich der König gezwungen auch in anderer Hinsicht, manches von der Kriegsweise der Gegner anzunehmen.

Nicht ein Wandel in seinen Grundanschauungen ist es, dem wir hier begegnen, sondern nur einer hohen Anpassungsfähigkeit. Noch nach dem Kriege schreibt er:**) „Die Kriegskunst verdient ein fortwährendes Studium, wenn man sie sich gründlich zu eigen machen will. Ich bin weit entfernt, mir zu schmeicheln, sie erschöpft zu haben; ich bin sogar der Ansicht, daß eines Menschen Leben nicht hinreicht, um diese Kunst voll- auf zu erfassen, weil ich von einem Feldzuge zum andern neue Grund- sätze und Erfahrungen gewonnen habe.“

Er vereinigt in den letzten Jahren des Krieges in bewundernswerter Weise höchste Mäßigung und weises Aufsparen der Kräfte mit kühnstem Wagen. Dieser offensivste aller Feldherren, wie ihn Clausewitz genannt hat, verfällt 1761 bei Bunzelwitz auf das Mittel eines verschanzten Lagers. Wo er aber angreift, geschieht es nach wie vor im Sinne eines entscheidungsuchenden Schlages wie 1760 bei Torgau. Hier erhebt er sich zur größten Kühnheit und führt zwei Drittel seiner Armee durch ausgedehnte Waldungen in den Rücken des Feindes, den er in der Front mit einem Drittel seiner Kräfte festhält. Es ist kein Zweifel, er ist auch der kühnste aller Feldherren, an Kühnheit überragt er Napoleon bei weitem.

Die neuere Kriegführung stammt allerdings von Napoleon. Aus seinen Kriegen ist für uns unmittelbar mehr zu lernen, denn sein Handeln vollzieht sich auf einer Grundlage und unter Aufwendung von Mitteln, die unseren heutigen Verhältnissen ähnlicher sind, als die unter Friedrich

*) Betrachtungen über die Taktik und einige Seiten der Kriegführung.

**) Militärisches Testament. 1768.

dem Großen bestehenden. Wiederum mit anderen Faktoren hatte Moltke zu rechnen, und die Verschiedenheit zwischen unseren heutigen Heeresstärken und denjenigen von 1870 bedingt zum Teil wieder ein anderes Verfahren. Darum können Grundsätze und Erfahrungen der Friderizianischen Zeit hinsichtlich der Technik der Heerführung jetzt nur noch eine sehr bedingte Gültigkeit beanspruchen. Bei den gesteigerten Massen sind alle Entschlüsse von noch größerer Tragweite. Die kleinen Armeen des 18. Jahrhunderts führten sich anders als jetzige große Verbände. Der heutige Heerführer muß sein Werk vielen Mithandelnden anvertrauen, selbst der Korpsführer vermag bei unserer Kampfweise nur ausnahmsweise das Gefechtsfeld seiner Truppe völlig zu übersehen. Der „coup d'oeuil“ des Generals, von dem König Friedrich spricht, ist auch heute noch Bedingung des Erfolges, aber hinsichtlich der Truppen hatte er zu seiner Zeit auch in körperlichem Sinn Gültigkeit, heute für den höheren Führer vorwiegend nur noch in geistiger Beziehung.

Das Volkshער im Verein mit der fortgeschrittenen Technik verleiht einerseits der Kriegführung eine früher ungeahnte Kraft, andererseits ist es im Vergleich zu den zum großen Teil aus Berufsoldaten zusammengesetzten älteren Heeren empfindlicher und der Suggestion zugänglicher. Wie sicher mögen die kriegsgewohnten Truppen, vor allem die erprobten Führer unter König Friedrich der Gefahr entgegengesehen haben, während wir mitten aus der Friedensgewohnheit in den Krieg versetzt werden, den keine Vorübung, welcher Art sie auch sein möge, uns ganz ersetzen kann. Wie viel unmittelbarer teilte sich die Persönlichkeit des Königs seinen Truppen mit als es heute einem Heerführer möglich sein wird.

Zwar hat er nach dem Siebenjährigen Kriege gelegentlich ausgesprochen, die Ambition vermöge nicht auf den Troupier zu wirken, „alles was man aus ihm machen kann, beschränkt sich darauf, daß man ihm den Korpsgeist beibringt, d. h. eine höhere Meinung von seinem Regiment als von allen Truppen des Weltalls, und da bei gewissen Gelegenheiten die Offiziere ihn durch die größten Gefahren hindurchführen müssen, so muß er seine Offiziere mehr fürchten, als die Gefahren, denen man ihn aussetzt“. Sonach könnte es scheinen, als habe der König wenig von der Einwirkung auf den gemeinen Mann seiner Zeit gehalten. Demgegenüber stehen jedoch mehrfache frühere Äußerungen, in denen er den Mannschaften das höchste Lob spendet, und viele kernige Worte sind uns erhalten geblieben, mit denen er anfeuernd auf seine Bataillone wirkte oder sie nach Niederlagen aufzurichten suchte. Die langjährige Gewohnheit des Feldlagers und gemeinsam überstandene Gefahren woben ein Band fester Kameradschaft, das die Mannschaften nicht minder wie die Offiziere mit ihrem königlichen Führer verknüpfte. Diese Veteranen hingen mit schwärmerischer Liebe an ihrem Vater Fritz, der sie so oft den feindlichen

Feuerschlünden entgegengeführt, so manche Nacht mit ihnen am Lagerfeuer gewacht hatte, der zu ihnen in derber soldatischer Mundart sprach, als sei er, der philosophische König, der französisch schrieb, französisch dachte, ganz einer der ihrigen. Und er war es! Erwuchs doch die Kraft, ganz Europa zu trotzen, im letzten Grunde seiner warmen Heimatsliebe. Er hat den Sohn der Mark darin nie verleugnet.

Der begeisterten Verehrung, die der König bei hoch und niedrig im Heere genoß, hat auch seine schonungslose Härte, die er gelegentlich übte, keinen Eintrag getan. Man fühlte durch: er hatte ein Recht hart zu sein, er mußte das schwerste fordern, wenn Staat und Armee die furchtbaren Krisen überdauern sollten. Und war er nicht vor allem hart gegen sich selbst? Unermüdlisch im Sattel, fieberkrank und von der Gicht geplagt hat er seinen Feldherrnpflichten obgelegen, rücksichtslos seine Person immer wieder dem feindlichen Feuer ausgesetzt. „Das Getöse der Kanonenkugeln hatte zu keiner Zeit den geringsten Einfluß auf seinen Anstand“, ist von ihm gesagt worden.*) Wie jeder, den die Tragik des Lebens angefaßt hat, dachte er über dessen Wert gering und forderte die gleiche Auffassung von anderen.

Gefürchtet war seine Härte freilich. Die Selbsttätigkeit der Generale ist in den späteren Jahren des Krieges oft durch die Furcht vor dem Zorn des Gebieters gelähmt worden. Ganze Truppenteile haben es noch lange im Frieden zu empfinden gehabt, wenn sie dem Könige vor dem Feinde nicht voll genügt hatten. Als er einem Regiment zehn Jahre nach dem Kriege endlich wieder einmal seine Zufriedenheit zu erkennen gab, umdrängte ihn das Offizierkorps in heller Freude. Und dieser Eindruck wirkte derart auf ihn, daß er, von Rührung überwältigt, keine Worte fand und nur noch die Wiederverleihung des Grenadiermarsches an das Regiment auszusprechen vermochte. Sein großes Herz war in der Tat wie jedes wahrhaft große weich, und seine Härte vielfach nur eine Maske, die ihm einst das Gebot der Pflicht auferlegt hatte, und die ihm dann freilich unter der Einwirkung bitterer Prüfungen mehr oder weniger zur zweiten Natur geworden war.

Je mehr König Friedrich der preußischen Armee den Stempel seines Wirkens aufgedrückt hat, um so mehr haben die Nachfahren geglaubt, die äußere Form in Heerwesen und Fechtweise, wie sie unter ihm bestanden, wahren zu müssen. Sie wußten nicht, sich den echten Gehalt Friderizianischer Heerführung als die eigentliche große Tradition zu erhalten. Statt dem Könige im Geiste nachzustreben und seine Einrichtungen fortzubilden, suchten sie ihr Heil in blinder Nachahmung. Nicht die Führer, unter deren Händen 20 Jahre nach des Königs Tode sein ruhmvolles Heer zerging, sind die wahren Erben Friderizianischen Geistes, sondern

*) Berenhorst, a. a. O.

die Helden des Befreiungskrieges. Sie alle: Blücher, Scharnhorst, York, Bülow, Gneisenau, Grolman, Boyen, waren bewußt Friderizianisch und gaben es kund, so sehr sie es verstanden, Napoleon mit seinen eigenen Mitteln zu bekämpfen. Hatte doch schon der König gesagt, man müsse das, was man gutes in der Methode des Feindes finde, nachahmen.*)

Haben wir es Clausewitz zu danken, wenn die Grundsätze Napoleonischer Heerführung später bei uns Eingang fanden und fortlebten, während sie in Frankreich vergessen wurden, so ist er uns nicht minder der wahre Vermittler Friderizianischen Geistes gewesen. Richtete er doch ganz in diesem Geiste vor dem Befreiungskriege an den Erben der preußischen Krone die Worte: „Die gefährlichsten Lagen muß man sich am häufigsten denken und am besten darüber mit sich einig werden. Das führt zu heroischen Entschlüssen aus den Gründen der Vernunft“, und weiter: „Man muß sich mit dem Gedanken eines ehrenvollen Unterganges vertraut machen, ihn immerfort bei sich nähren, sich ganz daran gewöhnen. Friedrich den Großen hat dieser Gedanke gewiß oft beschäftigt; weil er vertraut damit war, unternahm er an jenem denkwürdigen 5. Dezember den Angriff auf Leuthen.“

Dieser ethische Gehalt der Lehren, die wir aus Friedrichs Heldenleben schöpfen, hat die langen öden Friedensjahre, die auf 1815 folgten, überdauert. Er klingt wieder in der Forderung Friedrich Karls, der Soldat müsse so erzogen werden, daß auf dem Schlachtfelde der Feldherr auf seinen Zügen die Frage lese: „Herr, wo befehlst du, daß wir sterben sollen?“ Und die Bataillone des III. Armeekorps haben bei Spichern und Wionville wahrlich diese Frage zu stellen gewußt.

Wir aber werden nicht darauf rechnen können, in Zukunft einer ununterbrochenen Reihe von Siegen entgegenzugehen, wie damals im Jahre 1870. Wenn uns dann erst nach zähem Ringen, vielleicht erst nach einzelnen Rückschlägen der Erfolg werden sollte, so wollen wir den Blick auf König Friedrich richten.

Der im Grunde unerschütterliche Optimismus seiner großen Seele, das ruhige Vertrauen in die Überlegenheit preußischer Truppen, seine unbeugsame Festigkeit im Unglück, sein Aufgehen in der großen Sache des Vaterlandes, sein hohes königliches Pflichtgefühl mögen uns begeistern, auf daß wir in der Stunde der Gefahr als echte, seiner würdige Preußen erfunden werden, auf daß auch von uns der König gleich seinem großen Ahnherrn sagen möge: „Die besten Alliierten, so wir haben, sind unsere eigenen Truppen“.**)

*) Betrachtung über die Taktik und einige Seiten der Kriegführung.

**) Moser, Friedrich der Große, I.

Friedrich der Große in den Katastrophen seiner Feldzüge.

Vortrag, gehalten am 1. Februar 1912 in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin
von

Bethcke,

Hauptmann im Generalstabe der 16. Division.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

„Denn er war unser.“ Das stolze Wort soll auch über dieser Stunde stehen, dem Ausklang der Feiern für den 200. Geburtstag Weiland König Friedrichs des Großen Majestät.

Auf der Höhe seines Ruhmes, als glücklicher Sieger, als Kriegsherr und Feldherr, ist der König allüberall, soweit preußische Herzen schlagen, in diesen Tagen mit Stolz und Jubel gefeiert worden.

Wir, die wir an dieser Stelle alljährlich sein Gedächtnis ehren, glauben, daß dem Lorbeerzweig, mit dem Dankbarkeit seinen Degen schmückt, auch drei umflorte Blätter nicht fehlen sollen: Kolin, Hochkirch, Kunersdorf.

Nicht auf glänzender Siegesbahn, in die schwersten Tage seiner Feldzüge wollen wir heute den König begleiten, die wir glauben, daß auch Friedrichs Sterne in dunkelster Nacht am hellsten strahlen.

Am 7. Mai 1757, dem Tage nach der Schlacht bei Prag, schrieb der König an Keith: „Nach den Verlusten, die wir gehabt haben, bleibt uns als einzige Tröstung, die Leute, die in Prag sind, zu Gefangenen zu machen Und dann glaube ich, wird der Krieg beendet sein.“

Zu Anfang Juni aber erkannte er, daß Prag vor weiteren vier Wochen nicht ausgehungert und die Daunsche Armee, die in der Gegend von Kolin zum Entsatz von Prag bereit stand, nicht ohne Schlacht von der umzingelten Festung ferngehalten werden könne. Er beschloß also, „Daun zuvorzukommen, zusammenzuraffen, was möglich, ihn anzugreifen“.

Dem Feldmarschall Daun standen bislang nur schwache preußische Kräfte: Zieten mit 50 Schwadronen und der Herzog von Bevern mit 15 Bataillonen gegenüber. Im Laufe des 14. vereinigte sich der König mit Bevern im Lager von Malotitz.*)

*) Die Schilderung der Gefechts-handlungen folgt genau dem Generalstabswerk „Der Siebenjährige Krieg“, Bd. 3. 8 und 10.

Am Abend des 17. lagerte das preußische Heer zwischen Kaurzim und Wrbschan westlich der Beczwarfa, östlich des Fließchens die österreichische Armee zwischen Gradenin und Krychnow. Nach 8^o bemerkten die preußischen Vorposten starke Bewegungen im österreichischen Lager. Die Zelte verschwanden. Der König selbst ritt auf die Höhe östlich Wrbschan, doch ließ die Dämmerung eine Erkundung nicht zu. Ebenso war es in der Frühe des 18. Juni durch starken Nebel unmöglich, einen Überblick über die veränderte österreichische Stellung zu gewinnen.

So wurde zunächst nur der Vormarsch über Planjan befohlen. Gegen 6^o morg. besetzte Generalleutnant v. Tresckow die Höhen nördlich dieses Ortes mit 5 Bataillonen und 20 Eskadrons Husaren. Die Kroaten, die das Dorf gehalten hatten, zogen sich in südlicher Richtung zurück und die Armee marschierte treffenweise links aus dem Lager ab. Die Vorhut — 4 Bataillone, 35 Eskadrons unter Generalleutnant v. Zieten — und dahinter das erste Treffen gingen durch Planjan auf der Kaiserstraße vor, nördlich des Ortes und nördlich der Straße das zweite Treffen, links neben diesem, also noch weiter nördlich, Tresckow. Im ganzen führte der König 33 000 Preußen gegen 54 000 Österreicher ins Feld.

Inzwischen fiel der Nebel, aber selbst vom Kirchturm in Planjan vermochte der König noch keine Ausschau zu halten. Erst jenseit Novemesto — vom oberen Stockwerk der „Goldenen Sonne“ aus — erkannte er mit dem Glase deutlich die österreichische Infanterie unter dem Gewehr auf der Przerovsky-Höhe südwestlich Chozeniz und auf der Höhe südlich Boborz. Zwischen beiden Höhen hielt aufgefesselt eine große Reitermasse. Der König beschloß sofort den Angriff, gönnte aber den durch den etwa fünfstündigen Marsch zum Teil in hohem Korn ermüdeten Truppen vor der schweren Arbeit des jetzt um 10^o morg. schon sengend heißen Tages eine Rast.

Vor der Vorhut der Armee war von Novemesto ab die österreichische Husarenbrigade Baboczay auf eine Reitermenge zurückgegangen, die unter Nadasdy nördlich Brzistwi in zwei Treffen rittlings der Kaiserstraße hielt. Zur Sicherung der Rast ging Zieten, durch die 20 Eskadrons der Abteilung Tresckow noch verstärkt, über den Grund westlich Bradiz vor und zwang Nadasdy bis Krzeczhorz zurückzugehen.

Inzwischen erkundete der König mit dem Glase die feindliche Stellung und ließ sich, da ein persönliches Vorreiten durch die überall vor den Dörfern im Korn versteckt liegenden Kroaten unmöglich gemacht war, durch den Stab des Herzogs von Bevern über das Gelände unterrichten.

Da der Verwalter der Plankammer, Ingenieurhauptmann Giese, die Karte der Gegend nicht zu finden vermochte, blieb der König lediglich auf diese Angaben angewiesen. Er beschloß, den feindlichen rechten

Flügel südlich Chozenitz anzugreifen, ihn aufzurollen und die österreichische Armee auf die Teichniederung der Beczwartha zu werfen.

In einem Zimmer des Obergeschosses der „Goldenen Sonne“ gibt er seinen Angriffsbefehl. Dieser bestimmte im wesentlichen: „Die Armee greift den feindlichen rechten Flügel an. Zieten mit 50 Eskadrons Husaren wirft Nadasdy und deckt die linke Flanke. Generalmajor v. Hülsen folgt Zieten mit der Vorhut, nimmt Krzeczhorz und wendet sich dann gegen die feindliche rechte Flanke. Die Armee folgt Hülsen auf 1000 Schritt, treffenweise links abmarschiert und schwenkt in der Linie Braditz—Eichbusch, südlich Krzeczhorz rechts ein. Im Vorgehen zieht sich alles links. Fürst Moritz unterstützt mit dem linken Flügel den Angriff Hülsens, der Herzog von Bevern sorgt dafür, daß der rechte Flügel versagt bleibt. Generalleutnant v. Penavaire hält sich mit 30 Eskadrons auf dem linken Flügel zum Eingreifen bereit. Zur Reserve bleiben 15 Eskadrons unter Generalmajor v. Krosigk hinter dem linken, Generalmajor Baron Schönaich deckt mit 16 Eskadrons den rechten Flügel.“

Der König zeigte von den Fenstern des Zimmers den Generalen die einzelnen Punkte im Gelände, fragte, ob er verstanden sei, und entließ dann die Führer zu ihren Truppen. Mit größerer Klarheit konnte der Befehl schwerlich gegeben werden. Jedem Führer war sein bestimmter Auftrag zugewiesen.

Dann hatte inzwischen von der Przerovskij-Höhe die Bewegungen der preußischen Armee genau verfolgt. Als die Masse der preußischen Infanterie Novemesto passiert hatte und damit jede Gefahr für die linke österreichische Flanke geschwunden war, zog der Feldmarschall die Reserve, die unter Colloredo bislang auf der Höhe südlich Poborz gehalten hatte, nach dem Südhang der Przerovskij-Höhe, wo sie hinter dem zweiten Treffen des rechten Infanterieflügels bereitgestellt wurde.

Um 1^o trat die preußische Armee die vom König befohlene Bewegung an. Sofort erfolgte der Gegenzug Dauns. Im Geschwindigkeit lieh er die Infanterie Colloredos den Osthang der Krzeczhorz-Höhe zwischen Eichbusch und Przerovskij-Höhe gewinnen, ebendahin entsandte er vom linken Flügel die Infanteriedivision Sincere, die Kavallerie der Reserve trat zum rechten Kavallerieflügel.

Die Kroatenbesatzung im Dorf und im Eichbusch wurde verstärkt, eine schwere Batterie von zwölf Geschützen südwestlich des Ortes in Stellung gebracht.

Durch die rechtzeitige Verlängerung der österreichischen Stellung war somit der preußischen Umfassung vorgebeugt, noch ehe um 2^o die preußische Vorhut ihren Aufmarsch beendet hatte. Als sie mit klingendem Spiel zum Angriff auf Krzeczhorz vorging und die Höhe erstieg,

traf sie statt der Flanke auf die Front des Gegners. Im schwersten feindlichen Feuer nahm sie den Kirchhof, das Dorf und die schwere Batterie südwestlich davon und wandte sich mit Teilen gegen den Nordrand des Eichbusches, in den die Kroaten sich zurückzogen.

Inzwischen hatte sich Zieten auf die ihm gegenüber haltenden Husaren Radasdy's geworfen und sie nach heftigem Handgemenge in den Grund von Radomesniß zurückgeworfen, war dann aber wegen heftigen Kartätsch- und Gewehrfeuers, das aus dem Ostrand des Eichbusches in seine rechte Flanke schlug, wieder bis auf die Höhe von Kutlitz zurückgegangen.

Der König hatte, vorwärts des linken Flügels der Infanterie des Gros haltend, das Vorgehen der Vorhut scharf verfolgt und ihm noch drei Bataillone der linken Flanke des Gros zur Unterstützung gesandt.

Trotz aller Überraschungen durfte dem König der erste Akt glückverheißend erscheinen. Schon begann Daun um den Ausgang der Schlacht zu bangen. Er ließ bereits den gleich zu Beginn der Schlacht jedem General gegebenen Befehl, „im Falle wider Vermuten retiriret werden sollte“, in Erinnerung bringen. Aber eine Kette von Mißgeschickten wendet nach 4^o nachm. den anfänglichen Erfolg der preußischen Waffen. Zwischen 3 und 4^o nachm. begann die feindliche Artillerie ihr Feuer, das bisher den drei zur Vorhut entsandten Batterien geglolten hatte, auf die vordersten Batterien des preußischen Gros zu lenken. Eine Kanonentugel schlug vor des Königs Pferd ein.

Der Fürst Moritz von Anhalt erbat und erhielt den Befehl, zur Linie einzuschwenken. Kurz darauf bemerkte der König, wie sich, gegen alle Befehle, Teile der preußischen Mitte gegen Chozenitz entwickelten. Unwillkürlich nahmen bald auch die Abteilungen des linken Flügels die Richtung westlich Brzistwi gegen die feindliche Front. Hier griff der König sofort ein. Mit scharfen Worten machte er den Fürsten Moritz für das weitere scharfe Halblinksziehen der Linie verantwortlich und galoppierte sodann zur Mitte, um auch hier den begangenen Fehler gut zu machen.

Hier war der Generalmajor v. Manstein gegen den ausdrücklichen Befehl auf eine beiläufige Äußerung eines vorübergaloppierenden königlichen Flügeladjutanten mit den schwachen Bataillonen der Mitte plötzlich auf Chozenitz und dann weiter gegen die völlig unerschütterte feindliche Hauptstellung vorgebrochen und hatte damit Lücken in das erste Treffen gerissen. Der Erfolg war hier unmöglich, der Mißerfolg aber mußte zum Verhängnis für den ganzen Angriff werden.

Es war indes zu spät, der König mußte sich in das Unvermeidliche fügen und die Kugel rollen lassen. Er ritt zum linken Flügel zurück und „als wolle er die eigene Person in die Wagschale des Sieges werfen, um die Schwäche seiner dünnen Gefechtslinie auszugleichen,

zog er den Degen und führte seine Bataillone persönlich den feindlichen Feuereschländen entgegen“.

Und vielleicht hätte die preußische Infanterie doch noch bei Krzeczhorz den Sieg entschieden und wäre nicht auch der linke Flügel zusammengebrochen, wenn er nicht von der Mehrzahl der Reiterei im Stich gelassen worden wäre. Glänzend tat sich an diesem Tage Seydlitz, der Kommandeur der Kochow-Kürassiere, hervor, den der König durch den Orden Pour le mérite und die Beförderung zum Generalmajor belohnte. Zieten aber versagte trotz seiner Reitermasse von 80 Eskadrons vollständig. Er erkannte, wie das Generalstabswerk hervorhebt, nicht, „daß er jenseits des Rodewesniger Grundes gegen die rechte feindliche Flanke wirksam werden mußte, daß einige Kanonenschüsse aus dem Eichbusch ihn nicht abhalten durften, der Infanterie, die weiter vorwärts in heldenhafter Weise der feindlichen Artilleriewirkung bei schwersten Verlusten zu trotzen verstand, Hilfe zu leisten. Er sah nicht den Lorbeer einer glänzenden Siegesvollendung, er begnügte sich damit, wie ein umsichtiger Husaren-Oberst, die linke Flanke der Armee zu sichern“.

Im Augenblick der höchsten Spannung, als Serbelloni versucht, am Eichbusch gegen Hülsens linke Flanke und Rücken anzureiten, muß der König selbst eingreifen, um den Generalleutnant v. Penavaire von der Kaiserstraße her zum Anreiten zu veranlassen. Die Attacke gelingt, der Feind geht zurück, doch auf der Verfolgung erhalten die Kürassiere Feuer aus dem Eichbusch, sie stutzen und östlich Brzistwi jagt die Reitermenge aufgelöst nach der Kaiserstraße zurück. Als die Brigade Krosigk, rechts Seydlitz mit seinem Regiment, zur Seite die Normann-Dräger nach glänzender Attacke zwischen Brzistwi und der Schwedenschanze hindurch von der Übermacht der feindlichen Reiter erdrückt war, ist der König vergebens bemüht, die Regimenter Penavaires wieder an den Feind zu führen. Nur bis Brzistwi gelingt es ihm, da schrecken sie einige über ihre Köpfe hinweggehende Kanonenkugeln erneut zu regelloser Flucht bis an die Kaiserstraße.

Auch ein letzter Versuch des Königs, die Versprengten zu sammeln, scheitert. Die Kürassiere versagen abermals und weichen jetzt sogar nordwärts über die Kaiserstraße hinaus. Nun wendet sich der königliche Feldherr nach der Gegend östlich Chozenitz, wo er das Regiment Anhalt im Rückzug trifft. Er sammelt einen Trupp von 40 Mann, führt ihn unter klingendem Spiel wieder feindwärts. Da schlägt eine Kanonenkugel in das Häuflein und jagt es auseinander.

Der König allein reitet weiter, immer auf die österreichische Batterie südlich Chozenitz zu. „Sire, wollen Sie denn allein die Batterie nehmen?“ wagt der Flügeladjutant Major Grant bescheiden zu mahnen. Da sieht der Feldherr mit dem Glase noch einmal hinüber, nach den

Höhen, wo ihm zum ersten Male der Sieg versagt geblieben, und wendet sich dann langsam dem rechten Flügel zu.

Hier trifft er den Herzog von Bayern. Diesem war es zu danken, daß nicht auch der rechte preussische Flügel vorzeitig aufgebraucht war. So konnte er nun die Deckung des Rückzuges auf Nimburg übernehmen, mit der ihn der König betraute. Er hat seine Aufgabe mit acht Bataillonen, unterstützt von den tapferen Meitike-Dragonern, mustergültig gelöst. Vor allem verdienen das I. Bataillon Garde, das allein 24 Offiziere und 475 Mann auf dem Felde ließ, und das Grenadierbataillon Gemmingen unvergängliches Lob. An diesen „beiden lebenden Ecksteinen der preussischen Aufnahmestellung“ brechen sich die Wogen des feindlichen Gegenangriffs, und es gelang, die Trümmer des linken Flügels durch Planjan abziehen zu lassen.

Die Oesterreicher verfolgten nicht. Sie nahmen sogar noch vor Einbruch der Dunkelheit den linken Flügel, der den Gegenangriff unternommen hatte, wieder auf die Höhe zurück. „Mit einem der Kriegskunst so erfahrenen und listigen Feinde könne man nicht vorsichtig genug verfahren“ schrieb Daun der Kaiserin.

Mit der Eskadron Garde du Corps und 30 Ordonnanzhusaren hatte der König das Schlachtfeld verlassen. Seinen Flügeladjutanten Major Grant sandte er mit einigen Feldjägern nach Prag voraus, um den Generalen von dem unglücklichen Ausgang der Schlacht Kenntnis zu geben und ihnen alle Vorbereitungen für die nun notwendige schnelle Aufhebung der Belagerung anzubefehlen. Er selbst vermied die Kaiserstraße und ritt über Nimburg und Brandeis. Von diesem Ritt wird ein rührender Zug überliefert. Als der König in einem Dorf zu kurzer Rast halten und die Pferde tränken ließ, trat ein alter verwundeter Reiter zu ihm heran und bot auch ihm einen Trunk Wasser in seinem Hut. „Trink Euer Majestät doch und laß Bataille Bataille sein! Es ist nur gut, daß Sie leben; unser Herrgott lebt gewiß, der kann uns schon wieder Sieg geben“.

Wir wissen nicht, was der König auf diese treuherzigen Worte erwidert hat. Wir glauben, es wird ihm heiß um das Herz geworden sein trotz alles Unheils.

Wohl aber ist eine Äußerung von ihm auf jenem qualvollen Ritt durch den Abend und die Sommernacht verbürgt, die der zum ersten Male Besiegte zu dem Grafen Friedrich von Anhalt getan hat: „Sie wissen wohl nicht, daß jedes Menschen Glück seine Rückschläge haben muß? Ich glaube, daß ich jetzt die meinen haben werde.“

Ergreifend war seine Ankunft im Lager am Nachmittag des 19. nach 36 stündigem Ritt. Die Generale waren durch Grant von der Niederlage unterrichtet, in den Reihen der Truppen ging nur ein Raunen,

der König habe die Schlacht verloren. Es fand keinen Glauben. Ihr König, den noch kein Feind bezwungen, galt den Grenadieren für unbeflegbar.

Da nahte er selbst, von einem Pagen begleitet, zu straffer Haltung den müden Körper gezwängt, aber das Königsauge zu Boden gerichtet. So ritt er durch das Lager hindurch zum Pfarrhaus von Nischle, wo er sein altes Quartier bezog.

Nun mußte es jeder im Heere, daß auch von Ihm das Glück sein Opfer gefordert hatte. Vor des Königs Quartier standen Prinz Heinrich und Prinz Ferdinand. Den älteren der beiden Prinzen ließ der König hereinrufen und küßte ihn tiefbewegt. Dem Bruder offenbarte er rückhaltlos, wie tief er bekümmert war. Er beauftragte den Prinzen mit den Befehlen für den Abmarsch der Armee von Prag und genehmigte seinen Entwurf. Dann forderte die Natur ihr Recht. Auf dem Strohsack fand der Niedergeschlagene für kurze Stunden erquickenden Schlummer.

Für die Seelenstimmung des königlichen Feldherrn aus jenen Tagen haben wir klassische Zeugnisse, seine Briefe.

Noch am 20. läßt er den Fürsten Moritz, der mit dem geschlagenen Heer bei Nimburg lagert, wissen: „Ich bin heute ohngeachtet des großen Unglücks des 18. mit klingendem Spiel und der größten Fiertät um 3^o von Prag aufgebrochen und bin hier angekommen, ohne nichts feindliches zu finden. Bei unserem Unglücke muß unsere Contenance die Sache, soviel möglich, reparieren Das Herz ist mir gerissen, allein ich bin nicht niedergeschlagen und werde bei der ersten Gelegenheit suchen, diese Scharte auszuwegen. Adieu. Grüßen Sie alle Offiziere von meinetwegen.“

An dem gleichen Tage berichtet er dem König von England mit rückhaltloser Offenheit von dem Verlust der Schlacht. Am 22. läßt er an Schlabrendorff, seinen Staatsminister in Breslau, einen genauen Bericht ergehen und fügt die so bezeichnenden Sätze hinzu: „Ihr könnt gewiß sein, daß dieses die wahren Umstände von der ganzen Sache sind und daß also in der Hauptsache selbst nichts verloren, als was etwa an Mannschaft in der Bataille verloren gegangen ist, welches ich alles wieder in Ordnung zu bringen beschäftigt bin. Ihr habt Euch also an alle Bruits und Gosconnaden, so österreichischer Seite darüber ausgesprengt werden möchten, gar nicht zu kehren und allen dortigen wohl intentionierten Leuten einen Mut einzusprechen, daß nach den acht Bataillen, so wir hintereinander gewonnen haben, dieses die erste und einzige, so verloren ist, wodurch also die Sachen noch gar nicht in desperate Umstände gekommen sind, sondern ich gewiß hoffe, binnen einiger wenigen Zeit wiederum sehr gute Nachrichten von hier aus geben zu können.“

Er selbst freilich gab sich keinem Zweifel hin, daß mehr noch als

die taktischen, die politischen Folgen der Schlacht für Preußens Geschick schwerwiegend werden mußten. Um ihnen vorzubeugen, war er bereit, mit Frankreich Frieden zu schließen, um so freiere Hände gegen seine übrigen Gegner regen zu können. Schon am 25. schrieb er in diesem Sinne an die geliebte Schwester von Bayreuth, die durch Mittelspersonen in seinem Interesse den französischen Hof bearbeiten sollte. Wir wissen, daß dieser Versuch ein Ergebnis nicht zeitigte. Lächelnd hat das Schicksal dem König die Erfüllung dieses Wunsches versagt, es plante besseres, es rüstete ihm am Saale-Ufer ein Roßbach.

Einstweilen sah es aber trübe genug aus. Von allen Seiten kamen Unglücksnachrichten. Noch nicht zwei Wochen nach dem Unglückstage von Kolin verschied in Berlin die Königin-Mutter. Tief traf dieser Schlag des Sohnes Herz. In rührenden Worten gedachte er der zärtlich geliebten Beschützerin seiner harten Jugend. Am 3. Juli nahmen die Franzosen Emden, am 5. die Russen Memel.

Es gehört ein Heldenwille dazu, sich nicht beugen zu lassen, sondern sich „zusammenzuraffen und alle Kräfte anzustrecken, dieses wor möglich in Ordnung zu bringen“.

Dem König war dieser Heldenwille eigen. d'Argens, der in Berlin weilte, wird an die Ode des Horaz erinnert: „si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae“.

Ihm selbst gab ein Gott zu sagen, was er litt. Die Poesie ward ein Arzt, die Verse aus jenen Tagen zum Heilmittel für seinen Schmerz.

Auch die Philosophie wird ihm zur Trösterin. „Glücklich der Augenblick“ schreibt er der Markgräfin, „in dem ich mit der Philosophie vertraut ward. Sie allein kann die Seele in einer Lage, wie der meinen, aufrecht erhalten“.

„Bedenken Sie, daß der Himmel uns das Leben ohne Bedingungen gegeben hat, so daß man Glück wie Unglück hinnehmen muß, und daß das Leben nicht lang genug ist, um sich über ein vorübergehendes Ereignis zu bekümmern, dessen Gedächtnis uns der Tod ja doch für immer verlieren läßt.“ Und doch versagt auch dieses Trostmittel gelegentlich. So gesteht er d'Argens: „Die Philosophie, mein Lieber, ist gut, um vergangene oder künftige Leiden zu mildern, — aber von den gegenwärtigen wird auch sie bezwungen.“ Aber der König fand in seiner Seele noch wertvollere Hilfe, um des Unglücks Herr zu werden, das Bewußtsein seiner Pflicht. „Wer dem Unglück nicht standzuhalten weiß“, schreibt er wieder der Markgräfin, „ist auch des Glückes nicht wert. Man muß sich über die Ereignisse stellen, seine Pflicht tun und sich vor Unglücksfällen nicht fürchten, die allen Menschen gemeinsam sind. Ich muß über die Sicherheit und das Glück eines Volkes wachen, das mir anvertraut ist. Das ist die Hauptsache. Wir müssen

daß sein, wozu die Geburt, welche entscheidet, uns beim Eintritt in die Welt gemacht. Ich glaubte, daß es mir, da ich König bin, geziemte, als Monarch zu denken, und ich machte es mir zum Grundsatz, daß einem Fürsten der Ruf teurer sein müsse, als das Leben. Ich befinde mich in dem Fall eines Reisenden, der sich umringt und im Begriff sieht, von einer Reihe Bösewichte ermordet zu werden, die seine Beute zu teilen gedenken. Das Heilmittel ist schwierig; in heftigen Übeln gibt es nur verzweifelte Mittel."

Zu dem Bewußtsein seiner Königspflicht trat das Vertrauen zu seinem Heere. „Wie groß auch die Zahl meiner Feinde ist, ich vertraue auf meine gute Sache, auf die admirable valeur der Truppen und auf den guten Willen, der vom Feldmarschall bis zum letzten Soldaten herrscht."

Und es kam noch eins hinzu. Tief in der Seele dieses Großen, dessen Vorstellung von dem höchsten Wesen sich freilich nicht in die abgezikelte Form eines Bekenntnisses fügen wollte, ruhte die Gewißheit einer göttlichen Vorsehung.

„Die Menschen sind immer in der Hand dessen, was man das Schicksal nennt. Es wird doch von allem das geschehen, was dem Himmel gefällt."

Schon zum Schluß des Jahres 1756 hatte er vorausgesagt: „Wir werden im nächsten Jahr mehr Arbeit haben, aber mit Hilfe des Höchsten, falls es ihm gefällt, sich in die Erbärmlichkeiten dieser Welt zu mischen, werden wir uns aus der Verlegenheit ziehen."

Dieser Glaube ist auch jetzt nicht erschüttert. „Ich erhoffe", läßt er den Feldmarschall Schwerin wissen, „mit Gottes Hilfe Mittel zu finden, den jetzigen Schec zu reparieren."

Und dieser Glaube trog nicht. Er führte über Roßbach nach Leuthen.

Ein Jahr weiter! Vom heißen Sommertag auf Böhmens Flur in die dunkle Octobernacht der Lausitz.

Am 10. Oktober marschierte das preußische Heer in vier Kolonnen von Baunzen ab, der rechte Flügel auf der großen Straße nach Hochkirch, der linke auf Rodewitz.

Der Generalleutnant v. Rebow, der bereits seit dem 7. mit 10 000 Mann bei Weißenberg stand, hatte den Befehl erhalten, in der Frühe des 10. den das österreichische Lager rechts flankierenden Strohmberg zu besetzen. Bei dem dichten Nebel, der doch seine Unternehmung nur begünstigt haben würde, hatte der General es aber nicht gewagt, ehe der König mit der Armee herangerückt war, den bislang nur von wenigen Kroaten besetzten Berg zu nehmen. Inzwischen war ihm Daun zuvorgekommen und hatte auf die Nachricht von dem Anmarsch des Königs den rechten Flügel seines Lagers von Norden nach Nordwesten

herumgebogen, bis zum Strohmberg verlängert und diesen selbst stark besetzt.

Die preußische Armee hatte bereits die Linie Hochkirch—Kodewitz erreicht und dort haltgemacht, als der König durch den zu Rebow entfaulden Flügeladjutanten über die veränderte Lage Meldung erhielt.

So schmerzlich den König die Nachricht enttäuschte, noch gab er seine Absicht auf den Strohmberg nicht auf. Und wohl deshalb ging er keinen Schritt rückwärts, sondern ließ die Armee dort, wo sie stand, ein Lager beziehen. Erst später entschloß er sich, mit einem Nachmarsch die feindliche Stellung im Norden zu umgehen und dem Gegner so den Weg nach Schlesien zu verlegen. Aus Rücksicht auf den Nachschub der Verpflegung sollte dieser Marsch erst in der Nacht zum 15. erfolgen.

Die große Nähe des Feindes hielt der König für sein Lager gar nicht für bedenklich, zumal dessen Front durch die tiefen Täler Kuppritz—Niethen und Kohlweisa—Lauske gesichert war. Die Waldungen in der rechten Flanke, Hochkirch gegenüber, wo Laudon lagerte, erschienen ihm wohl zu unwegsam, um eine wesentliche Gefahr zu bilden. Dem Gegner konnte er nach den Erfahrungen der letzten Wochen keine Angriffslust zutrauen. Aber trotz allem! Wer selbst einmal vor Hochkirch gestanden und zu den Höhen im Osten und Süden hinübergeschaut hat, der wird den Eindruck nicht zu bannen vermögen: es war doch wohl eine nicht ungewollte Herausforderung, daß hier 30 000 Preußen auf Kanonenschußweite dem zweimal überlegenen Feind gegenüber lagerten.

Der Feind mußte es glauben. Endlich handelte der Cunctator und — wir sind es dem Gegner unseres Großen Königs schuldig zu bekennen — sein Plan war vortrefflich, nicht minder die Ausführung.

Am frühen Morgen des 14. Oktober hatte er das preußische Lager von allen Seiten umstellt. Indes die Lagerfeuer die ganze Nacht weiterbrannten, die Zelte stehen blieben und am Abend Zapfenstreich und Scharwache ertönten, marschierten zum Hauptstoß gegen Hochkirch unter Dauns eigener Führung drei Kolonnen in weitem Bogen durch die Wälder von Sornssig und Wuischte, in denen mit vieler Mühe die Art in den letzten Tagen erst Wege gebahnt hatte. Gegen 4^o früh wurde der Waldbrand südlich Hochkirch erreicht. Um 5^o sollte der Angriff beginnen.

Um die gleiche Stunde stand Laudon durch O'Donnells Kavallerie verstärkt bereit, über Meschwitz und Steindörfel dem preußischen rechten Flügel in den Rücken zu fallen, während die Herzöge von Arenberg und Ursel den linken preußischen Flügel durch einen Nebenangriff beschäftigen sollten, bis Hochkirch erstürmt sei.

Zum Schutz des Nebenangriffs gegen Rebow war das Korps des Prinzen von Baden-Durlach von Reichenbach aus in der Nacht nach dem Strohmberg herangezogen und hatte außerdem ein Detachement

unter dem Prinzen Loewenstein unmittelbar auf Weißenberg entsandt.

Der König hatte in seinem Hauptquartier Rodewitz am 13. abends die Befehle für den zum 14./15. geplanten Nachtmarsch auf Weißenberg ausgeben lassen.

Am 14. früh, bald nach 5^o, scholl von Hochkirch lebhaftes Feuer herüber, der König befahl, seine Pferde zu satteln, und begab sich zu Fuß zum Grenadierbataillon Regow, das dicht bei Rodewitz lagerte. Noch glaubte er an ein kleines Scharmügel. „Burschen, geht nachs Lager, das feind Kroaten“, rief er den Mannschaften zu, die aus den Zelten gelaufen kamen. Aber lebhaftes Gewehrfeuer von Hochkirch wie von Lauske her, stellenweise übertönt von Kartätschschüssen aus südlicher Richtung, Stückfugeln endlich, die durch das Lager sausten, ließen an dem Ernst der Lage keinen Zweifel mehr. Adjutanten sprengten heran und baten um Hilfe für die Besatzung von Hochkirch.

Ungefäumt ließ der König die zunächst liegende Infanteriebrigade — es war die des Prinzen Franz von Braunschweig, eines Bruders der Königin — auf Hochkirch antreten, um dort Hilfe zu bringen. An Regow sandte er den Befehl, sofort zur Armee abzumarschieren. Alle Truppen sollten die Zelte abbrechen und sich gefechtsbereit machen, die Bagage mit dem Artilleriepark über den Grund von Drehsa zurückgehen, den das III. Bataillon Garde decken mußte.

Der König selbst ritt eiligst nach dem bedrohten Hochkirch. Hier wogte inzwischen der Kampf hin und her.

Gleich nach dem Glockenschlage fünf waren die österreichischen Kolonnen aus dem Waldsaum hervorgebrochen, hatten die Freibataillone Angelleli und du Berger aus dem Birkenbusch zurückgeworfen, die Feldwachen der Bataillone Benckendorff und Diringshofen, die 300 m vorwärts der Gewehre standen, überrannt und die Bataillonsgeschütze genommen. Freilich gelang es nicht, die Bataillone selbst zu überraschen. Sie warfen sich vielmehr mit gefälltem Bajonett auf den Gegner, trieben ihn bis zur Höhe der Wachen zurück und nahmen ihre Geschütze wieder. Aber der Übermacht vermochten sie nicht standzuhalten. In der Front von den österreichischen Grenadieren, in Flanke und Rücken von Laudons Reitern gepackt, wichen sie zurück und erreichten trotz des Vorstoßes des Regiments Forcade, das unmittelbar nördlich Hochkirch lagerte und zur Hilfe heraneilte, den Dorfrand nur im Schutze der Zieten-Husaren, die auf den ersten Gefechtslärm am „Goldenen Schlüssel“ zu Pferde gestiegen waren und sich Laudons Geschwadern entgegenwarfen.

Inzwischen hatte der Gegner die große preußische Batterie mit 20 Zwölfpfündern und 6 Feldstücken an der Südostecke von Hochkirch genommen. Zwar ward er vom Grenadierbataillon Plotho und dem I. Bataillon Markgraf Karl, die rechts und links hinter der Batterie

lagerten, mit Kolben und Bajonett noch einmal zurückgetrieben, indes das II. Bataillon Markgraf Karl unter dem heldenmütigen Major v. Langen den Kirchhof, das I. Bataillon Geist den Ostrand von Hochkirch besetzten, doch gelang es den Österreichern, trotz aller Attacken der Zieten-Husaren, der Czettitz- und Normann-Drägoner und der selbständig von nördlich Pommritz herbeigeeilten Schönaich-Kürassiere, immer mehr rechts und links um das Dorf herumzufassen.

Zum zweiten Male fiel die große Batterie in ihre Hände. Der Versuch, sie dem Gegner abermals zu entreißen, kostete teures Blut. Vor seinem II. Bataillon fiel hier der General v. Geist. An der Spitze des Regiments Kannacher, das östlich von Hochkirch herum herbeigeeilt war, starb hier der Feldmarschall Keith den Soldatentod.

Inzwischen näherte sich gegen 6^o die Brigade Prinz Franz von Braunschweig dem brennenden Hochkirch und drang bis zur Bauzener Straße vor, frontal durch das Dorf das Regiment Prinz von Preußen, am Ostsaum entlang das Regiment Zhenpliz.

Gleichzeitig führt der König selbst das Regiment Wedel westlich Hochkirch herum gegen die linke Flanke des Feindes. Ihm folgte das II. Bataillon Garde, das Grenadier-Gardebataillon Rehow und das Regiment Bornstedt. Den Angriff der Infanterie ließ der König in der rechten Flanke vom Schafberg aus von Zieten mit der gesamten Reiterei des rechten Flügels begleiten. Im ersten fahlen Licht des dämmernden Morgens überschritt die Infanterie die flache Höhenlinie westlich Hochkirch und warf die gegenüberstehenden überraschten Feinde im ersten Ansturm zurück. Bald aber bilden diese eine neue Linie und feuern aus den zahlreichen Büschen auf die Preußen, die nun halten und das Feuer erwidern. Von Meschwitz her reitet der General Graf D'Donell mit der Kavallerie des linken Flügels gegen die kleine Schar an. Da wirft sich Zieten mit seinen Regimentern dem Feinde entgegen und wendet die drohende Gefahr ab.

Bei dem Regiment Wedel im heftigsten Feuer hielt der König. Sein Pferd stürzt. „Wo seind meine Pferde? Ein ander Pferd.“

Inzwischen mehren sich die Verluste bei den Preußen auf der ganzen Linie. Das Dorf wird geräumt, nach verzweifelter Gegenwehr schlägt sich die tapfere Kirchhofsbesatzung durch die Feinde nach Norden hin durch.

Auch der rechte preussische Flügel vermag sich nicht länger zu behaupten. Noch ein österreichischer Reiterangriff auf die Reste der tapferen Schar und ihre letzten Trümmer — 150 Mann mit ihren drei Fahnen — schlagen sich auf Pommritz durch.

Um 7³⁰ Uhr ist Hochkirch und die Höhe westlich davon in den Händen der Österreicher. Nordöstlich Pommritz gelang es dem König, der selbst

leicht verwundet war, eine neue Linie zu bilden. Doch der Feind war zu erschöpft, er folgte nicht über Hochkirch hinaus.

Die Truppen vom linken preussischen Flügel waren nach und nach dem rechten zu Hilfe geeilt. So fand der Angriff des Herzogs von Arenberg dort nur fünf Bataillone, die sich rechtzeitig über den Rodewitzer Grund zurückzogen. Auch hier stieß der Gegner nicht nach.

Auf der Höhe von Pommritz hielt der König beim Regiment Alt-Braunschweig, das Fernglas am Auge, den Blick nach Hochkirch gerichtet. Der Adjutant des Generals v. Saldern meldete, noch verfüge der General über fünf frische Bataillone, ob er nochmals angreifen dürfe. Kurze Zeit sinnt der König. Dann entscheidet er: „Der Angriff muß ja noch nicht erneuert werden. Sehe er hier, da liegt Baugen vor uns. Ich werde auf die Anhöhen marschieren, dahin soll mir Saldern langsam folgen und jenseit des Baches stehen bleiben.“ Und wie im Friedensmanöver zog die Armee gegen 10^o über den Grund von Drehsa ab. Kaum drei Viertel Meilen von der Stätte des heißen Kampfes, noch angesichts des Feindes lagerten die Preußen bei Kleinbauzen.

„Die Rückzüge großer Feldherren und kriegsgeübter Heere“, sagt Clauswitz, „gleichem stets dem Abgehen eines verwundeten Löwen.“

Der König hatte die Truppen, die sich so tapfer für ihn geschlagen hatten, an sich vorbeiziehen lassen und ihnen anfeuernde Worte gegönnt. „Kanoniere, wo habt ihr euere Kanonen gelassen?“ „Der Teufel hat sie bei Nacht geholt.“ „Wir werden sie ihm bei Tage wieder abnehmen! Ich werde auch dabei sein.“

Der Erfolg des Sieges für die Österreicher war völlig unwesentlich, das Ergebnis für beide Heere lediglich ein großes Blutbad gewesen. 246 Offiziere und 8851 Mann — ein Drittel fast der Gesamtstärke — waren auf preussischer, 325 Offiziere und 7262 Mann auf österreichischer Seite geblieben.

Von Doberschütz, wo er sein Hauptquartier nahm, schrieb der König noch am gleichen Tage an Fouqué: „Ich muß Euch leider hierdurch benachrichtigen, daß, da mir der Feind das auf meiner Flanke gelegene Dorf Hochkirch abzugewinnen heute früh Gelegenheit gefunden, Ich Mich dadurch genötigt gesehen habe, Mich auf Doberschütz, eine halbe Meile auf Baugen, zu replieren. Ich bin aber dieserhalb keineswegs intentioniert, einen Schritt weiter zurückzugehen, sondern werde es allenfalls auf eine zweite Bataille hieselbst antommen lassen, da ich dann hoffe, daß es mit Gottes Hilfe recht gut gehen wird. Das einzige was ich hierbei regretiere, ist, daß ich dadurch behindert werde, nicht so bald, wie ich es wohl gewünschet, nach Schlesien von Meiner hiesigen Armee detachieren zu können.“

Zwei Tage später ließ er durch Dohna Wobersnow wissen: „Ich

hätte hier eine tüchtige Ohrfeige bekommen, wie er leicht ermessen würde, da ich bei Nacht wäre attackirt worden; Ich würde sie aber nach alter Gewohnheit in wenig Tagen auswischen." Auch dem Vorleser, den er des Abends empfing, erschien der König noch ganz ruhig. Er begrüßte ihn mit den Worten: „Ein Unglück! Man wird es womöglich ausbessern müssen.“

Aber diese Gefäßtheit war doch wohl nur eine künstliche, mit der Wirkung auf seine Umgebung und seine Armee weise berechnet.

Offner schrieb er dem Bruder am nächsten Tage: „Die Affäre von gestern hätte keine üble Wendung genommen, hätte ich acht Bataillone mehr gehabt. Mir ist in Wahrheit ein großes Unglück zugestoßen, aber man muß es mit Entschlossenheit und Mut wett machen. Adieu, lieber Bruder! Beklagen Sie die Unglücklichen und erinnern Sie Sich dessen, was ich Ihnen vor einem Jahr so oft gesagt habe.“

Und an diesem Abend fallen auch de Catt gegenüber die trüben Worte: „Aber ich kann das Trauerspiel enden, wenn ich will.“

Zwei Tage später zeigt er dem Schweizer die ein Jahr zuvor von ihm verfaßte Apologie des Selbstmordes.

Aber keine Gefahr!

Mag der König, um Preußens Unglück nicht zu überdauern und nicht lebend in die Hände seiner Feinde zu fallen, auf der Brust die Dose mit Gift tragen, in der Brust trägt er das Heilmittel. „Ich versichere Ihnen, si ce n'était le point d'honneur“.

Und wahrhaft erfrischend klingt dann wieder der Befehl an Prinz Heinrich in Dresden „an die dreihundert Tausend scharfe Flintenpatronen“ bereit zu halten. Sein Entschluß ist gefaßt: über Görlitz nach Schlessien — „je serai attaqué en route ou non“.

Doch ehe er diesen Plan ausführen konnte, stand ihm noch ein schwerer, wohl der schwerste Schmerz seines Lebens bevor. Nach der ersten verlorenen Schlacht war ihm die Mutter genommen. Am Tage der zweiten Niederlage starb ihm die Lieblingschwester. Am 18. erhielt er die Nachricht. Ihr hatte die ganze Wärme seines Innenlebens gegolten, wie sie — die stolzeste Tochter Brandenburgs, der das Leben so wenig gehalten — ganz in dem geliebten Bruder gelebt hatte. Rührende Töne findet der König in seinem Schmerz, keinen schöneren und zarteren als in dem Brief, in dem er dem Lordmarschall dessen Bruders, des Feldmarschalls Tod zugleich mit dem Heimgang der eigenen Schwester anzeigt.

Und doch durfte er sich auch diesem Schmerz nicht überlassen. „Sehen Sie, was für Dinge ich noch beenden muß!“ äußerte er auf de Catts Teilnahmebezeugung. „Es gibt kein unglücklicheres Leben. Nicht die Könige sind die glücklichen Menschen.“ Und zwei Tage später

bucht bewundernd der treue Vorleser die wahrhaft königlichen Worte: „Wie bin ich betrübt! Und doch habe ich nicht die Zeit, den Verlust dieser Schwester zu beweinen. Ich muß mich wacker halten.“

Am 25. waren die Österreicher durch einen meisterhaften Marsch umgangen. Der König stand in Görlich, Daun war von Schlesien abgeschnitten, die Niederlage von Hochkirch nur mehr eine trübe und doch stolze Erinnerung.

Abermals ein Jahr weiter!

Ein Sommertag und märkischer Sand!

Am Vormittag des 11. August 1759 überschritt der König mit 49 900 Mann die Oder bei Görlich unterhalb Frankfurt und bezog bei Bischofsee ein Lager ohne Zelte, ohne Feuer, ohne Mahlzeit. Gegen 3^o nachm. erkundete er persönlich von den Trettiner Höhen die stark besetzte Stellung der vereinigten Russen und Österreicher südlich des Hühnerfließes.

Sie krönte den schmalen, durch tiefe Schluchten zerklüfteten Höhenzug, der zwischen Oberbruch und Frankfurter Heide sich vom Mühlberg über den Großen Spitzberg, die jetzigen Falkensteinberge bis zu den Judenbergen etwa 4 km lang ausdehnt und nach Osten, Norden und Westen steil abfällt.

Dort standen unter Sjaltykows Oberbefehl 59 800 Russen und 19 200 Österreicher; vom rechten Flügel bis zu den Falkensteinbergen Generalleutnant Billebois mit fünf Regimentern, von dort bis zum Großen Spitzberg die Division Fermor, anschließend bis zum Kuhgrund die Division Rumianzow, auf den Mühlbergen endlich das Observationskorps des Fürsten Galizyn.

Hinter dem ersten befand sich ein zweites russisches Treffen, auf den Judenbergen mit der Front nach Norden und Westen das Korps. Loudon mit sieben Infanterieregimentern.

Von der Kavallerie standen 15 russische Eskadrons im Grunde zwischen dem Höhenzug und dem Eisbusch, die übrigen Regimenter im „Hohlen Grund“ und zu seinen beiden Seiten, zehn österreichische Eskadrons und ein russisches Husarenregiment hielten am „Weißen Vorwerk“ nördlich der Damm-Vorstadt von Frankfurt. Runersdorf war niedergebrannt, der Kirchhof aber stark befestigt und besetzt.

Von den Trettiner Höhen aus konnte der König die Zerklüftungen der Hügelkette nicht gewahren, die Höhenlinie erschien ihm vielmehr als eine geschlossene Hochfläche, aus der sich die Verschanzungen des zweiten Treffens und des russischen linken Flügels abhoben. Auch gewann er den Eindruck, als sei die Front der feindlichen Stellung nach Nordwesten gerichtet. Da ein Angriff von Norden her sich durch das Gelände und

den fehlenden Entwicklungsraum verbot, beschloß er eine Umgehung durch den Wald und den Angriff von Südosten gegen den vermeintlichen Rücken der feindlichen Stellung.

In die Gegend südlich und westlich Runersdorf erhielt der König von seinem Standpunkt überhaupt keinen Einblick. Auch mißlang der Versuch, durch einen Förster und einen, ringsum angeblich genau bekannten Offizier Aufklärung über die Geländebeziehungen zu bekommen.

Der König ritt am Nachmittag nach Bischofsee und gab dort am Abend seine Befehle für den Morgen des 12. Der Generalleutnant v. Finc, dem 8 Bataillone, 40 Eskadrons und etwas Artillerie unterstellt waren, sollte zwischen 3 und 4^o in seinem Lager Reveille schlagen und möglichst viel Lärm machen lassen, gegen 5^o dann die Trettiner und Bischofseer Höhen und eine Stunde später die Hänge nördlich der Großen Mühle und nördlich der Bäcker-Mühle mit Infanterie und Artillerie besetzen, um so den Gegner an einen Angriff von Norden glauben zu machen. Die Armee selbst sollte zwischen 2 und 3^o früh hinter Finc in zwei Kolonnen links abmarschieren und durch den Wald südöstlich Bischofsee über den Schwedendam, die Runersdorfer Heide das Gelände südlich Runersdorf erreichen, aufmarschieren und von dort aus angreifen. Sobald die Armee zu feuern begonnen, sollte dann Finc gleichfalls zum Angriff vorgehen.

Während des Marsches der Armee ritt der König selbst unter Bedeckung des Husarenregiments Kleist nach den Wallbergen, um von hier aus bei Tagesanbruch den ihm bislang versagten Überblick über die Südostseite der feindlichen Stellung und das Gelände südlich Runersdorf zu erhalten. Ein aus der Gegend gebürtiger Mann des Infanterieregiments Holz, den man zur Begleitung des Königs beritten gemacht hatte, erklärte dem Herrscher das Gelände. Hier erkannte der König, daß die Front des Gegners nicht nach Nordwesten, sondern nach Südosten gerichtet war. Hier gewahrte er die sumpfige Bodensenkung und die Seenkette südlich Runersdorf.

Ein Übergang war nur an zwei Punkten möglich, auf einer Brücke innerhalb des Waldes und an der schmalen Stelle zwischen Dorfsee und Blanken-See.

Der König änderte infolgedessen sofort seinen Plan und befahl den Aufmarsch der Armee zwischen Hühnerfließ und Seenkette zum Angriff gegen den russischen linken Flügel auf den Mühlenbergen. Infolge schlechtesten Wege, mehrfacher Marschkreuzungen und großer Schwierigkeiten bei dem Transport der Geschütze in dem sandigen Boden begann der Aufmarsch erst gegen 10⁴⁵ Uhr vorm. Inzwischen war auf des Königs Befehl unter Kavalleriebedeckung je eine Batterie von zehn

Zwölfpfündern auf den Wallbergen und auf den Klosterbergen in Stellung gebracht.

Auch die Finckschen Batterien wurden bis nahe an das Hühnerfließ herangezogen, auf dem Kleinen Spizberg fuhr eine neue Batterie auf und gegen 11³⁰ Uhr begann ein umfassendes Feuer von etwa 60 Geschützen auf die Mühlberge.

Gegen 12³⁰ Uhr traten die Bataillone der preußischen Vorhut über die Wallberge zum Angriff an, verschwanden im Bäckergrund und erklimmen trotz der doppelten Kette von Astverhauen, trotz des heftigsten Gewehr- und Kartättschfeuers der Russen die Mühlberge. Nach einigen wohlgezielten Salven stürzten sie sich mit dem Bajonett auf den Feind. Mit einem Verlust von nur 200 Toten und Verwundeten war die Höhe genommen, 14 russische Bataillone geworfen und 40 Geschütze erbeutet. Die Russen fluteten nach dem Grunde am Eisbusch, nach dem Kuhberg und auf Kurersdorf zurück.

Der König war selbst nach den Mühlbergen geritten. Dorthin befahl er vier Zwölfpfünder in Stellung zu bringen, die auf die fliehenden Russen feuerten. Unaufhaltsam vorwärts stürmten die preußischen Bataillone. Über den Kuhgrund hinweg eilen ihnen drei Bataillone österreichischer Grenadiere entgegen. Nach kurzem Kampf wurden sie geworfen, erst am westlichen Rande des Grundes bricht sich der Ansturm der preußischen Vorhut an der Masse schnell herbeigeeilter russischer Regimenter. Die Preußen müssen über den Grund nach dem Kuhberge zurück.

Mit der Eroberung der Mühlberge und des Kuhberges war die Schlacht in glücklichster Weise eingeleitet. Vom geschlagenen linken Flügel aus war nun die feindliche Stellung aufzurollen.

Aber so sicher auch die Theorie über das Rezept für jede Schlacht der Friederizianischen Epoche zu verfügen glaubt, im Grunde war doch nach des Königs Wort „wie jedes Terrain, so auch jede Schlacht different“.

Hier boten die den eroberten Höhen gleichlaufenden Abschnitte, der Kuhgrund und der „Tiefe Weg“ dem weichenden Gegner die Möglichkeit, stets neue Flanken zu bilden und aus der Tiefe fechtend immer neue Truppen zu zäher Verteidigung dem sich mählich erschöpfenden und von der russischen Artillerie wehrlos zerschmetterten Angriff der preußischen Truppen entgegenzuwerfen, die durch starke Märsche der letzten Tage und Nächte ermüdet, zum 12. ohne Mahlzeit unter den Waffen geruht, seit 15 Stunden im tiefen Sand marschiert, seit Mittag in der Sonnen- glut des Augusttages heldenmütig gefochten hatten.

In das blutige Ringen um den Kuhberg ist inzwischen auch der rechte Flügel des preußischen Gros verwickelt. Er war, um die Vorhut

zu unterstützen und ihre Erfolge auszunutzen, von den Wallbergen aus den gleichen Weg gezogen wie diese, indes der linke Flügel in einer Mulde zwischen Kleinem Spitzberg und Wallbergen mit der Front nach Runersdorf, die gesamte Reiterei aber hinter dem linken Flügel haltgemacht hatte.

Das Korps Finck war unterdessen, nachdem es bei der Großen Mühle und der Bäcker-Mühle das Hünerfließ mühsam überschritten hatte, im Grunde nordwestlich der Mühlberge aufmarschiert und ging nun unter größten Schwierigkeiten, dem morastigen Gelände langsam Schritt für Schritt abringend, zum umfassenden Angriff mit dem rechten Flügel des Gros auf den Kuhgrund vor.

Dem heißen Kampf um den Kuhgrund hatte bislang auf preußischer Seite die Hilfe der Artillerie gefehlt. Bei den schwierigen Bodenverhältnissen gelang es erst spät, eine Anzahl schwerer Geschütze auf dem Kuhberg in Stellung zu bringen. Nachdem diese das Feuer eröffnet hatten, vermochten die Preußen aufzuatmen. Deutlich erkennbar war die erschütternde Wirkung auf den Gegner. Aber auch dieser ließ bald genug schweres Geschütz von den Höhenrücken nördlich des Großen Spitzberges aus spielen.

Da im frontalen Angriff kein Erfolg möglich erschien, sandte der König, der Finck bereits gegen den linken feindlichen Flügel angesetzt hatte, nunmehr dem linken Flügel der preußischen Armee den Befehl zur Umfassung des rechten Flügels der Russen am Kuhgrunde.

Fincks Angriff begann gegen 3³⁰ Uhr. Mit zähem Mut unablässig wiederholt, gelang es ihm doch nicht, den Gegner, der aus dem unerschöpflichen Vorrat seiner in der Front ungesesselten Kräfte schnell eine neue Flanke zu bilden gewußt hatte, von den Höhen westlich des tiefen Weges zu verdrängen.

In gleich schweren Kämpfen war es gleichzeitig dem preußischen linken Flügel gelungen, über Runersdorf bis etwa 100 m vorwärts des Kuhgrundes Gelände zu gewinnen und den Feind zurückzudrängen.

Gegen 5⁰ nachm. war auch das letzte preußische Bataillon eingesetzt. Schon wurde die Munition knapp. Bald trat fühlbar genug ein Wendepunkt in der Schlacht ein. Auf dem äußersten rechten preußischen Flügel begann das Unheil. Das Korps Finck wurde in den Elsbusch zurückgeworfen.

Der König, der in der vordersten Linie der Infanterie auf dem Kuhberg hielt, hatte nun keine Infanterie mehr zu vergeben. So mußte die Kavallerie eingesetzt werden. Seydlitz hatte, an der linken Hand schwer verwundet, das Schlachtfeld verlassen müssen.

Daher erteilte der König dem Prinzen von Württemberg, der mit zwei Regimentern vom linken nach dem rechten Flügel gerufen war und

sich dort mit der anderen inzwischen an den Mühlbergen versammelten Kavallerie vereinigt hatte, den Befehl, mit einem Dragonerregiment gegen die linke Flanke des Feindes anzureiten. Im Strichfeuer der russischen Batterien wendet sich das Regiment und flieht, indes der Prinz mit seinem Stabe allein vorausreitet, in den Eisbusch.

Ebenso erfolglos ist gleichfalls vom rechten Flügel aus die Attacke der Puttkamer-Husaren gegen den linken Flügel der Russen am „Tiefen Wege“. Sie ward nicht nur des Führers Todesritt.

Auf dem linken Flügel scheiterte die Attacke des Obersten v. Massow und seines Kürassierregiments gegen russische Infanterie an dem Feuer der Batterien auf dem Großen Spizberg.

Inzwischen hatte sich fast die gesamte preußische Kavallerie nach dem linken Flügel in die Gegend des Kleinen Spizberges gezogen. Ihre Führung übernahm der Generalleutnant v. Platen. Zur Entlastung der Infanterie ließ er das Dragonerregiment Schorlemer den Großen Spizberg attackieren, um dort die Batterie zum Schweigen zu bringen. Doch in dem Hagel der Geschosse stoben die Reiter auseinander wie Spreu im Winde. Kaum hatten die übrigen Regimenter die Seenkette überschritten, da zeigte sich von den Falkensteinbergen her feindliche Kavallerie. Platen attackierte. Ein heftiger Reiterkampf, ein Gewoge hin und her, nach einer halben Stunde ist die preußische Reiterei in wilder Flucht zurückgeschlagen.

Damit ist auch das Schicksal der Infanterie endgültig besiegelt. Vergebens sucht der König selbst das Verhängnis aufzuhalten. Er ergreift eine Fahne vom Regiment Prinz Heinrich. „Wer ein braver Soldat ist, der folge mir.“

Zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe erschossen, sein Rock war von Kugeln durchlöchert, an einem goldenen Etui in seiner Tasche war ein Geschöß abgeprallt, inständigst bat ihn seine Umgebung, sich dem Feuer nicht weiter auszusetzen. „Wir müssen hier alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen und ich muß hier so gut wie ihr meine Schuldigkeit tun“, war seine Antwort.

Noch einmal stürzten die Preußen todesmutig durch den Kuhgrund und zu seinen beiden Seiten vorwärts, doch auch dieser letzte Ansturm muß der Übermacht erliegen.

Als alles zurückflutet, reitet der König nach den Mühlbergen, wo es ihm gelingt, unter dem Schutz der dort stehenden Batterie zwei Bataillone Pestwitz noch einmal zum Frontmachen zu bringen. Aber auch hier war es nur ein Augenblickserfolg, die Russen warfen frische Truppen gegen die Höhen vor und ihnen konnte auch diese tapfere Schar nicht lange standhalten.

Unter den letzten verließ der König die Höhe, dann ritt er in

Richtung auf die Bäcker-Mühle zurück, geleitet von einer Abteilung Zieten-Husaren. Nur die Entschlossenheit ihres Rittmeisters Brittwitz bewahrte ihn vor der Gefangennahme durch nachsprenkende Kosaken. Mit der kleinen Schar erreichte der besiegte Held Detscher.

Hier im Fährhause verbrachte er die Nacht. Hier auch schrieb er die erste Nachricht an den Minister Finkenstein: „In dem Augenblick, wo ich schreibe, flieht alles und ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Man wird in Berlin wohl daran tun, an seine Sicherheit zu denken. Ich habe keine Hilfsmittel mehr, und, um nicht zu lügen, ich glaube alles verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu für immer.“

Kein Unverwundeter wurde inzwischen über die Brücke gelassen, alle Zurückkommenden am Fluß gesammelt und in Verbänden geordnet, so daß um 4^o am nächsten Morgen die Reste der Armee geschlossen die Oder zu überschreiten vermochten. Der König schlug sein Hauptquartier im Schloß zu Reitwein auf.

In seinen Generalprinzipien hatte er vor Jahren den Gedanken geäußert: „Derwegen muß ein General in diese Stücke wie ein Kommodiant seyn und sein Gesicht so componieren, wie es die Rolle erfordert, welche er spielen will, und sollte er zu gewissen Zeiten solches nicht über sich gewinnen, noch Meister von sich seyn können, so muß er lieber eine Krankheit affectieren oder einen anderen spezieusen Praetext ausdenken, um das Publikum von den rechten Ursachen abzuführen.“

Vielleicht erinnerte sich der König jetzt, als er Preußens Ende nahe glaubte, dieser Gedanken. Am 13. nachmittags oder am 14. befahl er: „Weilen mir eine schwere Krankheit zugestoßen, so übergebe ich das Kommando meiner Armee während der Krankheit bis an meine Besserung an den General Finck.“

Der General erhielt sogleich die folgende Instruktion: „Der General Finck kriegt eine schwere Kommission. Die unglückliche Armee, die ich ihm übergebe, ist nicht mehr im Stande, mit die Russen zu schlagen. Hadik wird nach Berlin eilen, vielleicht Loudon auch. Gehet der General Finck diese beide nach, so kommen die Russen ihm in den Rücken; bleibet er an der Oder stehen, so kriegt er den Hadik diesseits. Indessen so glaube, daß wenn Loudon nach Berlin wollte, solchen könnte er unterwegs attackieren und schlagen. Solches wor es gut gehet, giebt dem Unglück einen Anstand und hält die Sachen auf. Zeit gewonnen, ist sehr viel bei diesen desparaten Umständen. Die Zeitungen aus Torgau und Dresden wird ihm Cöper, mein Secretär geben. Er muß meinen Bruder, den ich Generalissimus bei der Armee declariret habe, von allem berichten. Dieses Unglück ganz wiederherzustellen gehet nicht an; indessen was mein Bruder befehlen wird, das muß geschehen. An meinem

Neveu muß die Armee schwören. Dieses ist der einzige Rat, den ich bei den unglücklichen Umständen im Stande zu geben bin; hätte ich noch Ressourcen, so wäre ich dabei geblieben."

Früher hatte der König an Voltaire seinen Grundsatz erklärt: „Es gilt für sein Vaterland zu kämpfen und zu sterben, wenn man es retten kann; und kann man es nicht retten, so ist es schmachvoll, es zu überleben.“

In diesen Worten dürfte der Schlüssel für seine seelische Stimmung nach Kunersdorf liegen. Er war auf dem Rückzug noch Zeuge schrecklicher Bilder gewesen, ja, in jenen Stunden der Abspannung und der Verzweiflung glaubte er nur noch seinen Offizieren, nicht mehr den eigenen Truppen vertrauen zu dürfen.

Doch der Held, der jahrelang allein gegen Österreicher, Russen, Franzosen, Reichstruppen und Schweden gekämpft hatte, hier errang er seinen schwersten Sieg. Sicherlich erschien ihm in diesem Augenblick der ganze Handel verächtlich, er selbst „der Kreisel des Glückes, mit dem es sein Spiel treibt“, nichtig der Ruhm, der den Jüngling gelockt, schal und leer alle irdische Größe und erwünscht nur ein Ende.

Aber er zwang das eigene Herz und sein Verlangen nach Ruhe. Er lernte es glauben, wenn d'Argens schrieb: „Wenn Sie sterben, dann klagt Ihr Volk Sie unaufhörlich wegen seines Unglücks an. Wenn Sie leben, dann mögen die Dinge eine Wendung nehmen wie sie wollen, es wird Sie anbeten, denn Sie allein können es aus dem Verderben retten, in das es versinken muß, sobald es Sie verliert.“ So bannt er die Umwandlung menschlicher Schwäche, die auch dem Helden nicht fremd bleibt, in kühnem Entschluß: „Ich will mich auf ihren Weg stellen und mir den Hals abschneiden lassen oder die Hauptstadt retten. Ich denke, das ist Ausdauer genug. Für den Erfolg will nicht stehen. Hätte ich mehr als ein Leben, ich wollte es für das Vaterland hingeben.“

Dieser Kampf in seines Königs Seele war eine der schwersten Krisen, durch die Preußen hindurchgehen mußte. In diesen Stunden entschied sich sein Geschick und dieser Stunden dürfen wir dankbar gedenken.

Noch am 16. übernahm der König wieder den Befehl und schrieb schon zuversichtlich dem Prinzen Heinrich: „Im Augenblick, da ich Ihnen unser Unglück ankündigte, schien alles verzweifelt; das soll nicht heißen, daß die Gefahr nicht noch sehr groß wäre, aber rechnet darauf, solange ich die Augen offen haben werde, daß ich für den Staat einstehen werde, wie es meine Pflicht ist.“

Von allem, was er befürchtete, geschah nichts. Das „Mirakel des Hauses Brandenburg“, wie es der König nannte. „Der nächste Zug, den er seinen Gegnern auf dem Schachbrett zutraute, lag außerhalb von deren Strategie.“

Wir haben den König durch die Tage begleitet, in denen die Majestät des Unglücks ihn beschattete.

„Unglück ist der Prüfstein der Seele“, sagt der große Brite. Auch des Königs Charakter ist im Feuer der Not gegläht und gestählt und so zum Edelmetall geworden. So entsteht menschliche, so heldische Größe.

Zwar bleichte in diesen Jahren des Königs Haar, fürchte sich immer tiefer seine Stirn, ward er selbst vor der Zeit der „alte Fritz“, doch zugleich Friedrich der Große. Aus dem Helden, der sein Schwert zog, um Ruhm zu erwerben, ward der erste Diener des Staates, der sein ganzes Sein dem Vaterlande opferte. Lange bevor der Weise von Königsberg die berühmte Formel fand, lebte dieser König den kategorischen Imperativ der Pflicht. Das heißt „fritzisch“ und seitdem preußisch fühlen und handeln und das sei, komme was da kommen mag, unseres Großen Königs Mahnung von seinem Erinnerungstag an uns alle:

„Man muß seine Pflicht tun und sich vor Unglücksfällen nicht fürchten. . . Ja, ich versichere Ihnen, si ce n'était le point d'honneur.“

Don Mollwik bis Leuthen.

Vortrag, gehalten am 24. Januar 1912 zur Feier des 200. Geburtstages
Friedrichs des Großen

von

Deutelmoser,

Hauptmann und Kompagniechef im 7. Rheinischen Infanterieregiment Nr. 69.

Nachdruck verboten.

Überlegungsrecht vorbehalten.

Als Friedrich II. am 31. Mai 1740 den Thron seines Vaters bestieg, begann für Preußen eine neue Zeit.

Fest war das innere Gefüge des Staates, den der junge Herrscher übernahm, vortrefflich insbesondere seine Armee. Aber nach außen hin „war der brandenburgischen Staatskunst der Mut des Entschlusses, das stolze Vorrecht der Initiative verloren gegangen, wie einst vor den Tagen des Großen Kurfürsten.“*) Die Preußen schießen nicht, so spotteten die, deren ränkevoller Mißgunst es bisher gelungen war, dem aufstrebenden Königreich seinen wohlverdienten Platz an der Sonne streitig zu machen.

Aber bald schon sollte sich erfüllen, was Voltaire von dem Tatendrang des neuen Regenten erwartete: daß er seinen Völkern den Funken des Prometheus zutragen werde. Ganz anders freilich, als der französische Schöngeist es gemeint hatte, dem es darum zu tun gewesen war, „die lautere Flamme der Kunst und Wissenschaft“**) entfachen zu helfen.

Der handelsüchtige Bischof von Lüttich, mit dem ein Streit um die Herrschaft Herstal schwebte, war der erste, dem preußische Soldaten den Willen ihres Königs mit größerem Nachdruck kundtaten, als es den Diplomaten bisher geglückt war. Er fügte sich an demselben Tage,***) als Kaiser Karl VI. zu Wien die Augen schloß, und sich Preußen plötzlich die Gelegenheit bot, statt des leidigen Wort- und Federkrieges um Jülich-Berg eine größere Sache in Angriff zu nehmen: die Wahrung seines geschichtlichen Rechtes auf Schlesien.

„Ich werde meinem Fieber den Laufpaß geben, denn ich habe meine Maschine nötig“, schrieb der kranke König, als er die Todesbotschaft erhielt.

Seine Ratgeber Podewils und Schwerin wollten erst die Mittel der Diplomatie erschöpfen, ehe gehandelt würde. Aber Friedrich hatte aus den üblen Erfahrungen seines Vaters gelernt. „Wir würden uns bla-

*) Koser, Friedrich der Große, Bd. I.

**) 20. Oktober 1740.

mieren, wenn wir in Wien unterhandeln wollten.“ Mit diesen Worten wies er den Vorschlag zurück.

Am 16. Dezember überschritt er mit 21 000 Mann die Grenze, und Ende Januar war ganz Schlesien bis auf die Festungen Glogau, Brieg und Neiße in seinem Besitz.

Militärisch war der Entschluß zunächst gefahrlos gewesen, denn der König hatte genau gewußt, daß weder Oesterreich noch eine andere Macht vor dem Frühjahr ein ebenbürtiges Heer gerüstet haben konnte. Desto kühner aber war die politische That, denn ohne jeden Bundesgenossen galt es nun, das Gewonnene zu behaupten, während das Land des Königs der Grenzstriche, wie Voltaire seinen Gönner spottend nannte, den mächtigen Bürgen der Pragmatischen Sanktion beinahe schutzlos preisgegeben war.

In breiter dünner Front standen die zum Schutze Schlesiens bestimmten preußischen Truppen von Liegnitz bis zu dem Karpathen-Passe von Jablunka verteilt. Erst im März, als Glogau durch nächtlichen Sturm genommen und dem Feinde größere Regsamkeit zuzutrauen war, zog der König den linken Flügel nach Troppau heran. Doch glaubte er noch am 1. April, von Schwerin beeinflusst, den Gegner über den Raum von Braunau bis zur Grenze Ungarns verzettelt.

In Wirklichkeit aber marschierte ein feindliches Heer unter Feldmarschall Reipperg schon seit dem 29. März von Olmütz auf Neiße. Es benutzte nicht die große Straße über Jägerndorf, wo der König mit einem Teil seiner Truppen bereitstand, sondern den für ungangbar geltenden Nebenweg über Engelsberg—Würbenthal.

Am 2. April gewann der König plötzlich Klarheit. Er war mit seinem kleinen Korps in größter Gefahr, erdrückt oder abgeschnitten zu werden.

Schnell leitete er jetzt die Versammlung der Armee zur Schlacht in die Wege. Bei Sorge wollte er über die Neiße gehen, um vor dem Kampf die Verbindung mit dem wichtigen Parkplatz Ohlau wiederzugewinnen. Doch Reippergs Vorsprung war schon zu groß. Die Preußen mußten über Michelau und Löwen ausholen, und auch von hier aus war Ohlau, wie sich am 8. April erwies, nicht mehr ohne Kampf zu erreichen, da der Feind schon bis Grottklau gelangt war. Am 9. ließ der König die erschöpften Truppen rasten. Am 10. schritt er zum Angriff mit verwandter Front: zu seiner ersten Schlacht.

Klar schien die Sonne auf den leicht gefrorenen Schnee, als die Armee in fünf Kolonnen von Alzenau antrat. Zwischen Hermsdorf und Pampitz wurde um die Mittagsstunde aufmarschiert, da der Feind, nach einer nur teilweise richtigen Meldung, in Grüningen, Mollwitz und Dünern liegen sollte. Um 1⁰⁰ ging es mit klingendem Spiel und flattern-

den Fahnen weiter. Der linke Flügel hing etwas ab, da sein Aufmarsch sich durch Mangel an Platz verzögert hatte.

Jetzt zeigten sich auf der Windmühlhöhe östlich von Mollwitz feindliche Reitermassen. Südlich von ihnen Infanterie, zum Teil schon gefechtsbereit, zum Teil noch im Anmarsch von Laugwitz her.

Die Preußen blieben im Vorgehen. Das schwere Geschütz vor ihrer Front beschloß die Kavallerie mit guter Wirkung. Schon war der rechte Flügel auf 1300 m an den Feind heran, da schwenkte dessen Reiterei ganz plötzlich auf Grünungen ab. Eine kurze Flankenbewegung: dann war die Front wiederhergestellt und in langem Galopp ging's los auf den preußischen Flügel. Pistolenschüsse und wildes Gebrüll erfüllten die Luft. Die schwache Kavallerie des Königs wurde im ersten Ansturm geworfen, er selbst im Getümmel mit fortgerissen, nachdem er entschlossen und tapfer versucht hatte, die nächsten Schwadronen zum Gegenangriff zusammenzuraffen. Die schweren Geschütze fielen in Feindes Hand. Nur die Infanterie behauptete sich. An ihrem Feuer brach sich der Anprall der feindlichen Massen. Ein Teil von ihnen wich auf die Flügel der eigenen Infanterie, der andere auf Hermsdorf aus.

Unterdessen war der König glücklich der Gefahr entronnen und wieder zum rechten Flügel zurückgekehrt, wo sich auch ein Teil der geworfenen Kavallerie aufs neue geordnet hatte. Doch eine zweite Attacke von Hermsdorf und Grünungen her sprengte sie jetzt vollends auseinander. Es glückte sogar einzelnen Abteilungen des Feindes, in den Raum zwischen beide Infanterietreffen einzudringen. Überall zerschellte indes der Angriff auch diesmal an dem heftigen Feuer, das ihm entgegenschlug. Die Stoßkraft der feindlichen Reiterei war nun erschöpft. Ihre aufgelösten Massen zerstreuten sich plündernd in die nächsten Dörfer.

Es war gegen 3^o. Die Infanterie des Königs hatte sich gut gehalten. Erschüttert aber war sie immerhin. Schon während der ersten Attacke hatte das vordere Treffen ohne Befehl gefeuert, und als bei der nächsten das zweite Treffen plötzlich feindliche Reiter vor sich gesehen hatte, waren auch dort die Gewehre von selber losgegangen. Das waren bedenkliche Zeichen. Auch auf die Führer hatte die Wucht der Angriffe tiefen Eindruck gemacht. Die Kavallerie des rechten Flügels war aus dem Felde geschlagen und die Artillerie zum größten Teil gefechtsunfähig. Inzwischen hatte der Gegner auch Zeit gefunden, seinen Aufmarsch zu beenden. Seine Artillerie begann schon wirksam zu feuern. Der Ausgang der Schlacht war zweifelhaft.

Mit großer Bestürzung hatte Feldmarschall Schwerin den König mitten unter den feindlichen Reitern gesehen. In der Besorgnis, daß er auch weiterhin rücksichtslos die Gefahr aussuchen würde, beschwor er ihn, das Schlachtfeld zu verlassen und sein Leben dem Staate zu erhalten.

Der König lehnte dieses Ansuchen anfangs rundweg ab. Als sich jedoch die Attaken wiederholten und auch beim zweiten Treffen Unordnung eintrat, bestürmte Schwerin seinen Herrn, von dessen Adjutanten unterstützt, aufs neue mit dringlichen Bitten. Und diesmal gab der König nach. Er ritt zunächst zur Bagage, wo er ein paar wichtige Papiere an sich nahm. Einen Offizier entsandte er zum Fürsten von Anhalt mit der Meldung, daß die Schlacht verloren sei. Dann schlug er mit wenigen Begleitern die Richtung über Löwen nach Oppeln ein.

Den Befehl auf dem Schlachtfeld übernahm, als Friedrich es verließ, der Feldmarschall Schwerin.

Die Unterführer ließen ihn fragen, wohin der Rückzug gehe. „Auf den Leib des Feindes!“ antwortete er stolz. Mit markigen Worten schuf er wieder Ordnung und Zuversicht unter den Leuten. Dann ließ er von neuem antreten.

Geschlossen wie eine Mauer rückte die preußische Infanterie jetzt vor, eingehüllt in den Pulverrauch ihres Pelotonfeuers, dessen Salven unaufhörlich rollten. Mit ruhiger Sicherheit wurden zwei neue Reiterattaken abgewiesen. „Ich kann wohl sagen, mein Lebtag nichts Superberes gesehen zu haben“, schrieb ein österreichischer Augenzeuge. „Sie marschierten mit der größten contenance und so schnurgleich, als wenn es auf der Parade gewesen wäre. Das blanke Gewehr machte in der Sonne den schönsten Effekt, und ihr Feuer ging nicht anders als wie ein stetes Donnerwetter.“

Wohl rissen auch die feindlichen Geschosse manche Lücke, aber jede schloß sich sofort durch Ersatz aus dem zweiten Treffen, und niemand achtete der Gefallenen weiter, als daß er ihnen die Patronen abnahm. Vergebens suchte der Feldmarschall Neipperg auch seine Leute zum Vorgehen zu bringen. Sie starrten wie gebannt auf die feuerspeienden Linien der Preußen und ballten sich zu dichten Haufen um ihre Fahnen.

Jetzt suchte der österreichische Führer die klaffenden Lücken auf seinem schwer gefährdeten linken Flügel auszufüllen, indem er von rechts nach links heranschließen ließ. Aber sofort erkannte der verwundete Schwerin, daß sich so die Möglichkeit bot, den verkürzten rechten Flügel des Gegners zu umfassen. Er befahl seinem linken Flügel, beschleunigt vorzugehen. Das brachte die Entscheidung. Um 6^o abends gab Neipperg den Befehl zum Rückzug. Seine geschlagene Armee erreichte in der Nacht noch Grottkau. Die Verfolgung der Sieger fand am Conradswaldauer Bach ein Ende.

Während so die preußische Infanterie ihre ersten blutigen Lorbeeren pflückte, ritt der junge König, seine Sache verloren glaubend, in trüben Gedanken dahin. Gegen Mitternacht erreichte der kleine Reitertrupp Oppeln, das voraussichtliche Rückzugsziel der Armee. Die Tore der

Stadt waren zu, die Fallgatter herabgelassen. Um Einlaß zu erhalten, rief das Gefolge die Wache an und gab sich als Preußen zu erkennen.

Da plötzlich krachten Schüsse. Feindliche Husaren rissen die Gitter hoch und stürzten hervor. Aber ehe sie den König erreichen konnten, hatte dieser sein Pferd herumgeworfen und war im Dunkel der Nacht verschwunden. Nur einige seiner Begleiter wurden gefangen. Er selbst traf gegen Morgen wieder in Löwen ein. Dort fand er den Adjutanten des Erbprinzen Leopold mit der Siegesbotschaft.

Mit welchen Gefühlen mag der König sie vernommen haben!

Freilich, „Verdruß, Bitterkeit, Beschämung, alle andern Empfindungen überwog doch nach den furchtbaren Aufregungen und Anstrengungen der letzten acht Tage die helle Freude. Auch brauchte der König vor den Truppen, die ihn im Schlachtgewühl gesehen hatten, den Blick nicht zu senken.“*) Der Besitz von Niederschlesien war gesichert, die Verbindung über Ohlau mit der Heimat wiedergewonnen. Gleichwohl kam das Gefühl der vollen Befriedigung in dem jungen Feldherrn nicht auf.

Keineswegs nur darum, weil Oberschlesien zunächst verloren blieb, solange Neipperg sich bei Neiße behaupten konnte. Weit unerfreulicher noch war es, daß die preußische Reiterei in der Schlacht so ganz versagt hatte, denn die Kavallerie war damals oft die entscheidende Waffe im Kampf. „Unsere Infanterie feindt lauter Cäsars und die Officiers davon lauter Helden“, schrieb der König in berechtigter Begeisterung an den Alten Dessauer, den verdienten Drillmeister des preußischen Heeres, „aber die Kavallerie ist nicht wert, daß sie der Teufel holet.“

Da war also viel zu bessern. Indes auch mit sich selber war der König nicht zufrieden, und gerade das ist ganz besonders lehrreich. „Mollwitz war meine Schule“, sagt er in der „Histoire de mon temps“. „Ich stellte tiefe Betrachtungen über meine dort begangenen Fehler an, aus denen Ich in der Folge Nutzen zog.“

Allzu methodisch war er nach seinem eigenen Urteil verfahren, als er die Armee zwischen Hermsdorf und Pampitz aufmarschieren ließ. Über dem sorgsamem Aufbau der Schlachtfront hatte er versäumt, die taktische Schwäche des Gegners zu benutzen, der um diese Zeit noch lange nicht gefechtsbereit war, sondern mit dem größten Teil seiner Infanterie erst von Laugwitz herangerückt kam. Doch dieser Fehler wog vergleichsweise leicht gegenüber dem andern, daß der König im Kampfe selbst zu früh am Erfolge verzweifelt hatte. Nur Mangel an Erfahrung war der Grund gewesen, daß er fremder Sorge sein Ohr nicht verschlossen hatte. Wes Geistes Kind er wirklich war, das hat er später oft genug bewiesen. Der Mann, der bei Kolin, vom Willen zum Siege ganz durchdrungen, allein

*) Rojer, a. a. O.

den feindlichen Feuerschlünden entgegenritt, der bei Kunersdorf, den Degen vor sich in den Sand gesteckt, noch standhielt, als alle andern wichen, der mit zerschossenem Rock, gewaltsam fast vom Schlachtfeld geführt werden mußte: das war der König in seiner wahren Gestalt — nicht jener Neuling, der bei Mollwitz vor dem eigenen Siege floh. Er hat dem Feldmarschall Schwerin den üblen Rat von damals nie vergessen.

Wie hätte die Welt wohl geurteilt, wenn der König vor Oppeln einer feindlichen Kugel zum Opfer gefallen wäre? Wohlwollende Nachsicht allenfalls hätte sie übrig gehabt für das Andenken dessen, der heute unter den Gewaltigsten im Buche der Geschichte verzeichnet steht. „Der Mensch ist ungleich, ungleich sind die Stunden.“ Dies Dichterwort gilt für die Größten selbst auf Erden. Wer über andere zu richten hat, bedenke es wohl!

Im Gegensatz zu den Mängeln seiner Gefechtsführung zeigt sich der König aber schon in diesem seinem ersten Feldzuge als Meister der Operation.

Zwar war die zersplitterte Aufstellung vom Januar bis zum April, so sehr sie dem Geschmack der Zeit entsprach, nicht glücklich gewesen. Sie war zu sehr auf reine Abwehr zugeschnitten und krankte an dem Fehler, den Friedrich später selbst einmal mit den Worten bezeichnet hat: „Wer alles defendieren will, wird nichts defendieren.“ In den Heeresbewegungen des Königs von Jägerndorf bis Mollwitz zeigt sich hingegen schon ganz unverkennbar der Feldherr der Zukunft. Mit doppelter Klarheit, wenn man Neippergs Verfahren dagegenhält.

Als der feindliche Marschall am 4. April in Zuckmantel hört, daß der König vereinzelt bei Neustadt steht, muß er die Gunst der Lage nicht zu dem sofortigen Angriff aus, der damals den Feldzug zweifellos zu Osterreichs Gunsten entschieden hätte. Sein Streben geht nur auf die Gewinnung der Stützpunkte Reize und Brieg. Wohin er sich von Grottkau wenden sollte, hat er eingeständenermaßen selber nicht gewußt.

Der König hingegen handelt mit klarer Sicherheit. Schnell sammelt er seine Kräfte, soweit es Raum und Zeit nur irgend erlauben, und sobald das geschehen ist, sucht er entschlossen die Schlacht. Das mag uns heute selbstverständlich scheinen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir es eben König Friedrich verdanken, wenn wir so weit vorgeschritten sind.

Den militärischen Kunstleuten jener Zeit ging nichts über ihre Methode, und diese lief durchaus nicht darauf hinaus, das feindliche Heer vernichtend zu schlagen, um so die politische Macht des Gegners zu brechen. So plumpe und, bei den teuern Werbeheeren, kostspielige Mittel liebte man nicht. Nur im äußersten Notfall nahm man seine Zuflucht zu ihnen. Die Höhe der Führerkunst sah man in einer auf Ermüdung des

Gegners berechneten Manöverstrategie. Sie war im Gegensatz zu heute möglich, weil das Wirtschaftsleben weniger entwickelt war und nicht so unmittelbar vom Kriege berührt wurde, wie in der Gegenwart. Der König war es, der hier Wandel schuf, das wahre Wesen des Krieges wiedererkannte und nicht mehr Landstriche oder Festungen, sondern das feindliche Heer, die Quelle der feindlichen Macht, zum Gegenstande der Operationen machte. In dieser Hinsicht ist er schon im Ersten Schlesischen Kriege den überlieferten Anschauungen weit voraus.

Sein Verhalten nach der Schlacht bei Mollwitz bis zum Herbst 1741 scheint damit allerdings im Widerspruch zu stehen. In wechselnden Lagern, bei Mollwitz, Grottkau und Strehlen, beschränkt er sich auf die bloße Beobachtung des geschlagenen Feindes, der, auf Reize gestützt, frische Kräfte sammelt und von Anfang August ab sogar wieder neue Unternehmungslust zeigt. Auch als Reiperg in die Gegend von Frankenstein rückt, greift Friedrich nicht an, sondern verändert zunächst nur die Front, um besser zur Verteidigung gerüstet zu sein. Aus Besorgnis um sein großes Magazin in Schweidnitz bezieht er schließlich am 21. August ein neues Lager bei Reichenbach, wo er bis zum 7. September wiederum abwartend stehen bleibt.

Und dennoch hatte er gerade in dieser Zeit des scheinbaren Zauderns alles aufgeboten, um einen Plan von größter Tragweite zur Tat zu machen. Nichts Geringeres wollte er, als die völlige Zertrümmerung der habsburgischen Macht.

Schon vor der Schlacht bei Mollwitz hatte er mit Frankreich wegen eines Bündnisses unterhandelt. Der Sieg beschleunigte dessen Abschluß, denn er trug den Ruf der preußischen Truppen in alle Lande und machte des Königs Freundschaft begehrenswert. Schweden, Sachsen und Bayern waren mit im Bunde, um dem wittelsbachischen Kurfürsten die Kaiserkrone zu gewinnen. Jetzt galt es zunächst, den Operationsplan festzulegen.

„Ein langer Krieg kann mir nicht zusagen“, erklärte der König. „Es ist nicht mehr die Rede davon, mit stumpfen Waffen zu kämpfen. Das also sind meine drei Artikel: nachdrücklich, schnell und von allen Seiten zugleich.“ Durch einen konzentrischen Vormarsch auf Wien wollte er Österreichs Macht den Todesstoß versetzen. Fürwahr ein Plan, der eines großen Feldherrn würdig war.

„Von allen Seiten zugleich“ — in diesen Worten liegt die Erklärung für Friedrichs Abwarten. Die verbündeten Heere sollten erst näher heran sein, bevor die letzte Entscheidung fiel. So beugte man Rückschlägen vor und erreichte das Ziel ohne allzuschwere Opfer, denn Reipergs Armee war die einzige, die Maria Theresia damals im Felde stehen hatte.

Das alte Verhängnis aber, das seit Menschengedenken über dem

Handeln kriegerischer Bundesgenossen geschweht hat, es waltete auch hier. Zu unanfechtbar richtig war des Königs Plan, als daß ihn Frankreich hätte gutheißen können. Der Marsch auf Wien mußte unbedingt die Wirkung haben, daß Neipperg zum Schutze der bedrohten Hauptstadt aus Schlesien abzog. Dann aber hätte ja der König von Preußen nicht mehr allein die Gefahr und Last des Entscheidungskampfes getragen. Die Franzosen hätten beides mit ihm teilen müssen.

So kam es zu der unvermeidlichen Halbheit, dem Zuge des verbündeten Heeres nach Prag. Vergebens strebte Friedrich jetzt, aus eigener Kraft seinen großen Gedanken wahr zu machen. Der Versuch, den Feind durch eine überraschende Umgehung über Münsterberg—Ottmachau von Neiße abzuschneiden, scheiterte an Neippergs Wachsamkeit. Seinen Bundesgenossen entfremdet und zurzeit außerstande, den Gegner zum Kampfe zu stellen, schloß der König am 9. November jenen unglücklichen Sondervertrag von Klein-Schnellendorf, der Österreichs Rettung war und Preußens Verhängnis. „Der Knoten seiner Geschichte war jetzt geschürzt“, sagt Koser, Friedrichs berühmter Biograph. „Eine Gelegenheit, wie er sie sich im Herbst 1741 hat entgehen lassen, sollte ihm nie wieder zulächeln. Der Fehler von Klein-Schnellendorf ließ sich in einem langen Leben nicht wettmachen. Die Schuld mußte dereinst gebüßt werden in unermeßlichem Leiden.“

Aber sollen wir heute trauern, weil alles so gekommen ist? Trauern darüber, daß unserm Volk der zweite Krieg um Schlesien und das furchtbare siebenjährige Ringen um Sein oder Nichtsein nicht erspart geblieben ist? Es müßte schlecht um unsere nationale Mannheit stehen, wenn wir das wollten! Gewiß: viel reichen Besitz und manch blühendes Leben hat jener Riesenkampf vernichtet, aber so wenig wir in diesen Gütern das Höchste auf Erden sehen, so wenig wollen wir den sittlichen Gewinn unterschätzen, der mit solchen Opfern erkaufte worden ist. Eine Quelle lebendiger Kraft ist jene Zeit bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Geschichte des siebenjährigen Krieges ist das Hohe Lied der preußischen Unüberwindlichkeit. Im Sturm und Drang der schweren Prüfungsjahre erst ist König Friedrich auch zu jener einsamen Höhe emporgestiegen, wo nur für die wenigen Auserwählten der Menschheit Platz ist. Nur so ist er für alle Zeit zum leuchtenden Vorbild wahrer Mannestugend und Feldherrngröße geworden.

Das zeige ein kurzer Blick auf den Feldzug von 1757, das Jahr seiner ersten Niederlage und seiner herrlichsten Siege.

Frankreich und Rußland hatten sich mit Österreich verbündet, um Preußen zu zertrümmern. Man glaubte in Wien, daß Friedrich den Kampf gegen diese erdrückende Übermacht nur in gemessener Verteidigung

führen könne. In aller Ruhe nahm man sich trotz der deutlichen Mahnung, die in den preußischen Erfolgen von Pirna und Lobositz lag, die Zeit, den Feldzug umständlich vorzubereiten. Der König aber dachte nicht daran, den Gegnern diese Zeit zu lassen. Aus dem eroberten Sachsen brach er selbst, aus Schlesien Schwerin in Böhmen ein, um den Hauptfeind, Österreich, zu schlagen, bevor die andern auf dem Plan erschienen.

Zwar glückte es den zersplitterten Heeresgruppen des überraschten Gegners, sich größtenteils nach Prag zu retten, aber die Armee, die Prinz Karl von Lothringen dort am 30. April übernahm, war in der traurigsten Verfassung. Der eilige Rückzug hatte Verwirrung und Mutlosigkeit in ihre Reihen gebracht, und Feldmarschall Browne, der in Böhmen kommandiert hatte, wünschte sich voller Verzweiflung den Tod.

Auch in Wien herrschte helle Bestürzung. Sie wurde nicht geringer, als die Hiobspost kam, daß Friedrich am 6. Mai bei Prag das Heer des Prinzen Karl geschlagen und in die Festung zurückgeworfen habe.

Leicht war der Sieg den Preußen freilich nicht geworden. Ihren ersten Ansturm hatten die Österreicher blutig abgewiesen. Aber Friedrich hatte bei Mollwitz für immer verlernt, sich vor der Zeit überwunden zu geben. Ihn schreckte es nicht, daß Tausende seiner Getreuen die Wahlstatt bedeckten und Feldmarschall Schwerin, eine Fahne in der Hand, den Heldentod fand. Zu neuem Angriff und zum Siege hatte sein starker Wille die noch frischen Kräfte fortgerissen.

Noch härtere Arbeit aber stand bevor. Prag leistete unerwartet zähen Widerstand, und der König mußte am Ende selbst den Schutz der Belagerung gegen Dauns Entsatzheer übernehmen. Er schuldete es seinem eigenen Rufe und dem seiner tapferen Armee, auch diese Aufgabe angriffsweise zu lösen.

Wie bei Prag, so sollte am 18. Juni auch bei Kolin der entscheidende Stoß die rechte Flanke des Gegners treffen. Doch Daun gelang es, den bedrohten Flügel noch beizeiten zu verlängern. Von der Kavallerie nicht zur Genüge unterstützt, brach die ruhmreiche preußische Infanterie unter der Wucht erdrückender Übermacht zusammen. Der nie besiegte königliche Kriegsheld war geschlagen und nur der furchterweckenden Macht seines Namens dankte er es, daß Daun nicht wagte, ihn ganz zu vernichten.

Welch ein betäubender Schlag für den bisher vom Glücke verwöhnten Feldherrn! Dahin für immer war die stolze Hoffnung, Österreichs Macht zu brechen; dahin der Schimmer der eigenen Unbesiegbarkeit. „Die furchtbarste Koalition, die Europa je geschaut hatte“, *) stand gegen den König in Waffen, während die Blüte seiner braven Infanterie auf Böhmens Feldern dahingemäht lag.

*) Roser, a. a. O.

Wäre es ein Wunder, wenn ihn der Wunsch nach einer erlösenden Kugel beschlichen hätte, als hinter ihm die letzten vierzig Tapfern vom Regiment Anhalt nieder sanken, die er selbst um ihre zerhobene Fahne geschart und unter klingendem Spiel gegen die Batterie bei Chozeniß vorgeführt hatte? Gewiß nicht! Aber dennoch blieb die Ohnmacht, die den König besiel, als er tags darauf im Lager vor Prag nach 36stündigem Ritt aus dem Sattel stieg, der einzige Tribut, den er menschlicher Schwachheit zollte.

Am zweiten Tage nach der Niederlage schon galt all sein Denken nur noch neuem Kampf und Sieg. Die Tränen, die seine Wangen nekten, als er bei Mienburg die gelichteten Reihen des I. Bataillons Garde, seiner Lieblingsstruppe, wieder sah, sie waren kein Zeichen hilflosen Kleinmuths. Der Grimm des verwundeten Löwen sprach aus ihnen.

Und einem Löwen gleich, zum Sprung bereit, so sehen wir ihn später an jenem 5. November bei R o ß b a c h Ausschau halten nach den Höhen zwischen Mückeln und dem Taubenholz, wo die Franzosen und Reichstruppen lagern.

Beim Morgenrauen hat sich Bewegung im feindlichen Bivak gezeigt. Will der Gegner abziehen oder was plant er sonst? Das ist die Frage. Schon hat er, nach Süden rückend, Zeuchfeld erreicht, da biegt er plötzlich nach Osten ab. An Pettstädt geht sein Marsch vorbei auf Reichardtswerben. Jetzt aber weiß der König Bescheid. Der doppelt überlegene Feind will ihn umgehen und in der linken Flanke fassen. Nun gilt's zu handeln!

Rasch sind die preußischen Zelte abgebrochen. Auf Kayna rückt die Armee, und der Gegner jubelt, als sie seinen Blicken hinter den Lunstädter Höhen entwindet. Es handelt sich ja nur noch darum, ihr Entkommen zu verhindern. Niemand ahnt, daß das preußische Heer, durch die Hügelkette gedeckt, mit klopfenden Pulsen den Kampf erwartete.

An der Lunstädter Mäster hält König Friedrich. In dicht geschlossener Masse sieht er den Gegner nahen. Voraus die Kavallerie. Als diese die Gegend nördlich von Reichardtswerben erreicht hat, blizt es am Janus-Hügel auf. Es sind die schweren Geschütze der Preußen. Noch ist der Donner ihrer ersten Schüsse nicht verhallt, da tönen schmetternde Signale vom Pölzen-Hügel herüber, und dem Sturmwind gleich kommt Seydlig mit 38 Schwadronen herangefegt. In Front und beiden Flanken jagt er die feindlichen Reitermassen und jagt sie in kopflose Flucht.

Jetzt aber naht, vom König selbst geführt, die preußische Infanterie. In Staffeln vom linken Flügel geht sie vor, zwischen Reichardtswerben und Nahsendorf durch. Vergebens sucht die verbündete Armee sich aus ihrer ungefügten Marschform zu entwickeln. Sie wird von beiden Seiten umklammert, und als die Verwirrung am größten ist, braust Seydlig mit

jeinen Reitern aufs neue heran, Tod und Verderben mit sich führend. Kein Halten gibt es jetzt mehr für den Gegner. In beispielloser Verwirrung flüchtet er der Unstrut zu, bis die sinkende Nacht ihn schützend umfängt.

Die Scharte von Kolin ist ausgeweht. Des Königs Feinde haben wieder zittern gelernt!

Noch aber stand der gefährlichste Gegner im Felde.

In Schlesien war der Herzog von Bevern hart von den Österreichern bedrängt. Noch während Friedrich ihm zu Hilfe eilte, fiel Schweidnitz, bald darauf auch Breslau und der Herzog selbst in Feindes Hand.

Bei Parchwitz stießen die Trümmer von Beverns Armee zu der des Königs. Kein Wort des Vorwurfs hatte dieser für die geschlagenen Truppen. In seiner berühmten Ansprache an die Generale und Stabs-offiziere riß er alle zu heller Begeisterung mit. Der Zauber seiner Persönlichkeit und der Anblick der Helden von Kozbach ließ auch den gemeinen Mann des besiegten Heeresalles alle Verzagtheit von sich werfen.

Zwar: düster sah die nächste Zukunft aus. In starker Stellung hinter der Lohe standen Prinz Karl und Daun mit doppelter Übermacht. Doch der letzte Grenadier im preußischen Heere teilte seines großen Führers unerschütterlichen Willen, die Österreicher anzugreifen, „und wenn sie auf dem Zobten-Berge oder auf den Kirchtürmen von Breslau stünden“.

Als obendrein dann gar die Nachricht kam, daß der Feind seine Stellung verlassen habe und vorgerückt sei, da ging des Königs Wort von Mund zu Mund: „Der Fuchs ist aus dem Loch gegangen. Jetzt will ich seinen Übermut bestrafen!“

Schon ahnte auch den Österreichern Schlimmes. Erschrocken vor der eigenen Kühnheitsregung, hatten sie auf dem linken Ufer der Weistritz wieder halt gemacht.

Wie einst bei Mollwitz deckte Winterschnee das Land, als Friedrichs kleines Heer von Neumarkt aus am 5. Dezember früh, noch in der Dunkelheit zum blutigen Tagewerk antrat.

Bei Borne stieß man im Morgennebel auf den Feind. Nicht der Flügel seiner Hauptmacht war es, wie der König anfangs glaubte, sondern vorgeschobene Kavallerie mit leichten Truppen. Ein ungestümer Angriff von 30 Schwadronen warf sie in wilde Flucht. Voll wütender Kampfgier setzten die preußischen Husaren nach. Sie hatten alte Bekannte von Kolin entdeckt, die sächsischen leichten Reiter, denen eine üble Schuld zu begleichen war. Jetzt wurde sie mit Zinsen heimgezahlt. Erst bei Groß-Heidau kam die tolle Jagd zum Stehen, dicht vor der feindlichen Armee.

Diese war, wie sich nun zeigte, zwischen Sagshütz und Rippeln aufmarschiert. Vom Schönberge aus sah sie der König im vollen Waffenglanze vor sich stehen. Jeder Mann in der gewaltigen Linie war zu zählen.

Ein Angriff in der Front war aussichtslos. Er hätte zur sicheren Vernichtung geführt. Doch Friedrich kannte die Gegend von den schlesischen Manövern her. Er wußte, daß der linke Flügel die verwundbare Stelle des Gegners war.

Durch ein kurzes Scheinmanöver gegen Frobelswitz lenkte er des Feindes Wachsamkeit in falsche Richtung. Dann bog die Armee nach Süden ab, gedeckt durch die vom Schönberg bis zum Wachberg streichenden Hügel. In der Höhe von Lobetinz schwenkte sie im stumpfen Winkel links, und aus der Linie Schriegwitz—Heideberg schritt sie um 1° nach. mit Staffeln vom rechten Flügel zum Angriff auf die Sagschützer Höhen.

Trotz der preußischen Minderzahl ist der König hier, am entscheidenden Punkt überlegen. Mit voller Wucht trifft sein Flankenstoß das Korps Nadasdy und rollt es auf, bevor er verstärkt werden kann. Die schräge Ordnung bewährt sich glänzend, denn der verhaltene linke Flügel ist dem Gegenangriff des feindlichen rechten völlig entzogen. Nichts anderes bleibt den Österreichern übrig, als bei *L e u t h e n* hastig eine neue Front nach Süden zu bilden.

Doch unbeholfen ballen sich hier die Massen zusammen, an vielen Stellen bis zu 100 Gliedern tief.

Vor der lebendigen Mauer stockt der Angriff zwar bei sinkender Sonne. Eine Zeitlang scheint es, als sei seine Kraft gebrochen. Schon setzen gar Luchseses Reitergeschwader vom Schönberg aus zur Attacke gegen des Königs linken Flügel an. Da aber klingt von Westen her der schmetternde Hornruf von Roßbach herüber! In Flanke und Rücken des Feindes brechen die Massen von Driesens Kavallerie zum Gegenstoß ein: Kürassiere, Dragoner, Husaren, an 50 Schwadronen, dazu noch die 30 der Kavalleriereserve unter Prinz Eugen von Württemberg.

Verzweifelt wehrt sich der bestürzte Feind im blutigen Handgemenge, dann aber wälzt sich der brausende Strom, einer Sintflut gleich, dem rechten Flügel des österreichischen Fußvolkes zu — vor ihm her das Entsetzen.

Eine wilde Panik bricht beim Gegner aus. Ganze Bataillone werfen die Gewehre weg und flüchten der Weistritz zu. Was standhält, macht die preußische Infanterie, die jetzt von neuem angetreten ist, mit Bajonett und Kolben nieder.

Ein Bild der grausigsten Verwüstung deckt die Winternacht mit ihrem schwarzen Schleier zu. Die stolze Armee, die tags zuvor so siegesgewiß der Potsdamer Wachtparade gespottet hatte, sie ist nicht mehr. Versprengte Haufen zitternder Flüchtlinge suchen im Schein des Verfolgungsfeuers der Artillerie mit Mühe den Weg durch das verschneite Land. Tausende geben sich den nachziehenden Reitern gefangen.

Aus den gelichteten Kolonnen der Sieger aber, die im dichten Schnee-

gestöber ihrem großen Kriegsherrn durch die Finsternis folgen, tönen über die blutige Wahlstatt hinweg die Klänge des Liedes, das in Preußen seitdem der Choral von Leuthen heißt: „Nun danket alle Gott!“

Im Schloß zu Lissa sah der König einen Teil der Getreuen von Parchwitz wieder. Das Wort, mit dem er tief bewegt für ihren Glückwunsch dankte, ist wahr geworden: „Dieser Tag wird den Ruhm Ihres Namens und den der Nation auf die späteste Nachwelt bringen!“

Von Mollwitz bis Leuthen: welch eine Veränderung! Dort der Jüngling, der in kühnem Tatendrang ein gefährliches Wagnis unternimmt, vertrauend auf sein Recht und seinen guten Stern, — hier der gefestigte Mann, der sturmerprobt einer Welt in Waffen trotzt und um Sieg oder Untergang kämpft. Dort der Anfänger, der den Erfolg im letzten Grunde seinem im Grabe ruhenden Vater dankt, dem Schöpfer und Bildner der preussischen Infanterie, — hier der Meister in des Wortes erhabenstem Sinne, der das Geheimnis des Sieges im eigenen, starken Herzen trägt, der einer kleinen, dezimierten Schar den Odem des Heldentums einhaucht. Dort der Neuling, der dem wohlgemeinten aber schlechten Rat des erfahrensten seiner Generale nachgibt, der mögliches für unausführbar hält, — hier der durch eigene Erfahrung unabhängig gewordene, keiner Stütze bedürftige, willensstarke Held, der Wege sieht, wo andere keine finden, der das Unmögliche möglich macht. Welch eine Veränderung und welch ein Fortschritt!

Warum aber muß an einem Gedenktag wie heute gerade davon die Rede sein? Weshalb wird der König nicht bloß auf der Höhe seiner Feldherrnkunst gezeigt, sondern auch auf dem Wege zu ihr, der durch allerlei Irrtum hindurchführt? Er gibt uns selbst die Antwort, wenn er sagt, daß es vor allem die Kenntniss der Geschichte, also des Werdeganges großer Feldherren sei, was neue Führer bilde.

Das Klassische sieht immer selbstverständlich aus, auch in der Kriegskunst. Es erschöpfend zu würdigen, ist nur möglich, wenn man es vor den dunklen Hintergrund von weniger vollkommenen Leistungen stellt. Dann erst zeigt es sich in seinem hellsten Glanze. So ist auch die volle Bedeutung von Kofzbach und Leuthen ohne den Rückblick auf Mollwitz gar nicht zu erfassen. Der Vergleich erst zeigt uns auch, daß die beiden schönsten Siege Friedrichs des Großen durchaus nicht nur auf schnell entschlossener Benutzung des günstigen Augenblicks beruhen, sondern zugleich die Frucht von jahrelanger zielbewußter Arbeit sind.

Nur allzu gern sieht bequeme Oberflächlichkeit über solche Lehren der Geschichte hinweg. Man tut so, als flöge der Erfolg dem Genius von selber zu, und vergißt dabei, wie mit dem Glück sich das Verdienst verketten muß und allezeit verkettet hat, wo immer auf Erden großes erreicht

worden ist. Wie Moltke und Napoleon, so ist auch König Friedrich, beider Vorbild, ein Mann des rastlosen Fleißes gewesen.

Mit eiserner Tatkraft hat er nach Mollwitz gestrebt, den dort begangenen Fehlern für die Zukunft vorzubeugen.

Die Kavallerie, über die er mit Recht das bekannte bittere Urteil gefällt hatte, war schon ein Vierteljahr nach der Schlacht nicht mehr wiederzuerkennen. Die Pferde, früher dürr und matt, waren frisch und mutig geworden. Schon regte sich auch, von Friedrich selbst erweckt, im Offizier wie im gemeinen Mann der kühne Reitergeist, der den Kampf mit der blanken Waffe sucht und seine herrlichste Verkörperung in Seydlitz finden sollte, jenem Manne, der wie kein anderer befähigt war, „des Königs Gedanken in die Wirklichkeit zu reiten“.*)

Die Infanterie, schon bei Mollwitz hohen Ruhmes wert, erreichte in der Gefechtsausbildung, besonders im Feuerkampf, die Grenze dessen, was damals möglich war. Von der ganzen Armee berichtet der französische Marschall Belle-Isle nach einer Besichtigung im Strehlemer Lager, er habe zwar außerordentliches erwartet, doch sei die preußische Mannszucht und Pünktlichkeit bis zu einer Vollendung gesteigert, von der er sich gleichwohl nur einen ungenügenden Begriff gemacht habe.

So hatte der König, dem Siegfried der Heldensage gleich, sich nicht mit dem von fremder Hand geschmiedeten Schwerte begnügt. Ein besseres hatte er sich aus dem alten Stahl zurechtgehämmert. Daß es nicht rostig wurde, dafür sorgte der Feind.

Doch zeigte sich diesem das Preußenheer allerorten weit überlegen, gleichviel ob der König selbst es führte, wie bei Chotusitz, Hohenfriedeberg und Soor, oder ein anderer, wie der Fürst von Anhalt bei Kesselsdorf. Soviel Schlachten, soviel Siege, die von dem Ruhm der herrlichen Armee erzählten. „Ein Staat, dem solche Truppen dienen“, sagte der König nach Hohenfriedeberg, „ruht auf ihnen so fest, wie die Welt auf den Schultern des Atlas.“

Aber auch als Schlesiens Besitz durch den Dresdener Frieden fürs erste gesichert ist, erlahmt des Siegers Tätigkeit nicht. Sie dehnt sich sogar noch weiter aus als bisher.

Bei Mollwitz hatte Friedrich noch keine nennenswerte Kriegserfahrung gehabt. Jetzt, vier Jahre später, hatte er mehr, als selbst ein so umfassender Geist wie der seine im Sturm und Drang der Ereignisse selber verarbeiten konnte.

So greift denn die Hand, die bis dahin das Schwert geführt hat, zur Feder. Nur so ist es möglich, die Fülle der neuen Gedanken zu ordnen und in der Erscheinungen Flucht den ruhenden Pol zu finden. Für die

*) Großer Generalstab, Kriege Friedrichs des Großen, 5. Bd., Roßbach.
Beilage 3. Mitt. Wochenbl. 1912. 2./3. Heft.

einseitigen Verächter theoretischer Studien liegt darin eine gute Lehre, aber auch für die papierernen Seelen, denen das Schreiben Selbstzweck ist, und deren Überproduktion an geistigen Siebenmonatkindern die gute Masse unserer Literatur verdirbt. Die militärischen Schriften des Königs dienen alle unmittelbar dem praktischen Zwecke. Wegweiser sind sie für die Männer der Tat, von einem Helden der Tat errichtet. Das gilt vor allem von der bedeutendsten unter ihnen, den „Generalprinzipien vom Kriege“.

Den taktischen Grundsatz vom Zusammenhalten der Kräfte überträgt diese Schrift vom materiellen auch auf das geistige Gebiet. So ganz und gar soll sie die höheren Führer, an die sie gerichtet ist, mit des Königs Begriffen vom Wesen des Krieges durchdringen, daß, wie er sagt, auch nur ein halbes Wort von ihm genüge, um seinen Gedanken volles Verständnis zu sichern. Fast sieben Jahre hat er an dem Werke herumgefeilt, bevor er es im Januar 1753 an seine Generale ausgeben läßt. Den Reichtum des Inhalts auch nur anzudeuten, führt zu weit. Ganz wenigstens sei herausgegriffen.

Der König sieht voraus, daß er den nächsten Krieg gegen mehrere Fronten führen muß. Die Worte Nachbarn und Feinde sind für Preußen, wie er sagt, unglücklicherweise gleichbedeutend geworden.

Sich auf die reine Abwehr zu beschränken, wäre demgegenüber sichere Vernichtung. Genau wie später Moltke ist auch Friedrich einst in der Theorie ein Freund der aktiv geführten Verteidigung als der stärksten Kampfform gewesen, und genau wie jener hat er es bei der platonischen Liebe bewenden lassen. Schon in den beiden ersten Schlesischen Kriegen hat er keine einzige Verteidigungsschlacht geschlagen. So will er es auch ferner halten. Selbst theoretisch vertritt er jetzt den Angriff um jeden Preis.

Aber dessen Schwierigkeiten verkennet er nicht. Er rechnet auch darauf, daß diese ihm unverkürzt von den Gegnern zugeschoben werden, daß er überlegene Heere in raffiniert gewählten Stellungen antreffen wird. Darum warnt er, den Clausewitz den offensivsten aller Feldherren nennt, nachdrücklich vor blindem Draufgängertum.

Stets wohl erwogen soll der Entschluß zum Angriff sein, nach Zeit und Ort, wie bei Roßbach, wo der König dem Feinde länger als einen vollen Tag gegenüberliegt und erst angreift, als jener seine starke Stellung verlassen hat. Ist aber das Wägen vorbei, das Schwert zum Schlage erhoben, dann soll es auch wuchtig niederfaulen.

Der König weiß, daß die reine Frontalschlacht, die überlieferte Norm der Lineartaktik, selbst unter günstigen Verhältnissen, zuviel dem Zufall überläßt, daß sie gegenüber dem Stärkeren an Zahl fast immer zur Niederlage führt und im Falle des Sieges nie zur Vernichtung des Gegners. Auf diese aber kommt es an; doppelt und dreifach beim Kampf auf der

inneren Linie. Hier gilt es die Feinde schnell und gründlich abzutun, den gefährlichsten zuerst, hernach die andern. Das Mittel dazu findet Friedrich in der schrägen Ordnung.

An der schwächsten Stelle, dem nicht oder mangelhaft angelehnten Flügel, will er den Feind mit zertrümmerndem Stoße treffen, den andern Flügel des eigenen Heeres jedoch dem Gegenangriff der überlegenen Massen entziehen. Mißglückt der Plan, die feindliche Front in dieser Weise aufzurollen, so bildet der versagte Flügel die Reserve für einen neuen Vorstoß aus anderer Richtung.

Betrachten wir die Schlachten bei Mollwitz und Leuthen im Lichte dieses Gedankens, der aus der Zeit zwischen beiden stammt, so zeigt sich ein überraschendes Bild. In der Schlacht des Anfängers wie in der des Meisters ist die preussische Armee mit zurückgehaltenem linken Flügel vorgegangen, und hier wie dort hat sich daraus, daß der Feind seine Kräfte nach dem zunächst gefährdeten Punkte sammelte, die Möglichkeit der Umfassung ergeben. In beiden Schlachten hat der verhaltene linke Flügel diese Umfassung ausgeführt und so die letzte Entscheidung gebracht: bei Mollwitz mit der Infanterie, bei Leuthen mit der Reiterei, doch dem Wesen nach in gleicher Weise.

Ist das ein Zufall? Wohl möglich, denn bei Mollwitz war der linke Flügel ganz gegen die Absicht der Führung zurückgeblieben, bei Leuthen hat ihn die Kunst der Führung mit klarer Berechnung versagt. Vielleicht aber gibt es dennoch einen inneren Zusammenhang. Vielleicht hat gerade die spätere Betrachtung des Mollwitzer Kampfes den Feldherrn zu dem Versuche angeregt, aus dem, was dort ein Ergebnis störender Reibung gewesen war, ein neues Mittel zum Siege zu machen.

Dann wäre das Schlachtfeld von Mollwitz die Stätte der Wiedergeburt des Gedankens, der einst schon Epaminondas bei Leuktra den Weg zum Triumphe gewiesen hatte. Was mehr als zwei Jahrtausende zuvor der thebanische Feldherr erfunden hat: am Arbeitstisch des Preußenkönigs erwacht es zu frischem Leben, auf seinen Übungsplätzen gewinnt es neue Gestalt, bei Kossbach und Leuthen wird es von neuem Geschichte.

Man sieht: auch in der Kriegskunst gelten ewige Gesetze.

Das mögen alle beherzigen, die sich zweifelnd fragen, was der Soldat von heute aus König Friedrichs Zeit denn noch für Lehren ziehen könne. Nicht Pietät nur ist es, was uns treiben muß, immer wieder den Blick nach jenen längst vergangenen Tagen zurückzuwenden, auch nicht der ästhetische Genuß, den es gewährt, einen gewaltigen Geist bei der Arbeit zu sehen, einen Blick zu tun in das Wunderland, wo Kraft und Genie für die Unsterblichkeit wirken. Ganz greifbare, praktische Lehren bietet uns zu alledem das Studium der Kriege jener großen Zeit.

Eins freilich ist nicht zu leugnen: Die Mittel der Truppenführung sind veränderlich. Die heutigen haben mit denen von damals nicht mehr allzuviel gemein. Für die Beherrschung des Handwerksmäßigen lernen wir am meisten aus den Kriegen der neueren Zeit, weil die der Zukunft ihnen am ähnlichsten sein müssen.

Vom Wandel der Dinge unberührt aber bleibt der wichtigste Faktor von allen, die den Erfolg bestimmen: der Mensch.

Er ist im Kriege Anfang und Ende. Von ihm geht alles Handeln aus — auf ihn bezieht es sich auch. Den Feind vernichten, heißt, ihm Mut und Willen brechen. Das war und ist des Krieges einziger Zweck, und in der Kunst, dies zu erreichen, bleibt Friedrich der Große ein klassisches Vorbild für immer.

Die Wege, die er einschlägt, sind verschieden. Bei Roßbach wiegt er den Gegner durch scheinbaren Rückzug in Sicherheit, bevor er den Siegesgewissen, Ahnungslosen überfällt. Bei Leuthen schüchtert er ihn durch das Angriffsmanöver gegen Frobelswitz ein und verleitet ihn, sein Reservekorps nach dem gar nicht bedrohten rechten Flügel zu ziehen. Im einen wie im andern Falle aber genügt es ihm nicht, sich die materielle Überlegenheit am entscheidenden Punkte zu sichern. Ganz zielbewußt bereitet er von vornherein auch den moralischen Niederbruch des Feindes vor.

Sein Mittel dazu ist aber nicht allein die eigentliche Überraschung, sondern mehr noch das Prinzip der Tat an sich. Nie läßt er den Feind zu Atem kommen. Stets hält er ihn durch sein Handeln unter seelischem Druck, im Banne entnervender Furcht. So lähmt er des Gegners Entschlußkraft schon, bevor überhaupt etwas Entscheidendes geschehen ist.

Wie hypnotisiert sind bei Leuthen die feindlichen Führer. Wir haben gesehen, daß die bloße Annäherung des Königs genügte, ihren Entschluß zum Vorgehen umzuwerfen.

Schon an der Weistritz macht das österreichische Heer wieder halt. Und als die Stunde der Entscheidung wirklich naht, versäumt Prinz Karl über seinen tastenden Versuchen, das Geheimnis der Absichten Friedrichs zu entschleiern, die knappe Zeit, die ihm zum Handeln bleibt.

Kein besseres Beispiel kennt die Geschichte für die Macht der Persönlichkeit im Kriege als das des Großen Königs.

Nur diese Macht hat ihn und Preußen nach Kolin gerettet. Ein schwächerer Geist wäre damals zusammengebrochen, ein nicht so tätiger hätte die feindliche Verfolgung nicht durch den bloßen Ruf seines Namens lahmgelegt. Ein nicht so kühner endlich hätte bei Leuthen nie den Angriff gewagt.

Es ist der Nachteil eines langen Friedens, daß das Verständnis für solche Größe allzu leicht abhanden kommt, daß man die Schärfe des erwerbenden Verstandes einseitig höher zu schätzen neigt als jene Eigen-

schaften des Charakters, die erst in Zeiten der Gefahr ihren richtigen Kurzwert erreichen.

Gewiß: der Krieg erzieht seine Männer selbst. Von allen Lehrmeistern der Soldaten ist er der beste. Doch er ist von allen auch der, der das teuerste Lehrgeld verlangt. Wer in seine Schule geht, muß Handwerk und Kunst beherrschen, soweit sich beide im Frieden erlernen lassen. Sonst ist er bankerott, bevor er die Reife erlangt hat.

Akademische Betrachtungen und Studien aller Art allein genügen dazu nicht. Das Wort gebiert das Wort. Die Mutter der Tat ist nur die Tat. So möge auch König Friedrichs Beispiel seine zeugende Kraft bewähren! Wir brauchen es heut nötiger als je zuvor.

Die äußere Lage unseres deutschen Vaterlandes gleicht der des Königreichs Preußen vor dem Siebenjährigen Kriege nur allzusehr. Die jüngste Vergangenheit hat es gezeigt. Auch die Blinden sind jetzt sehend geworden.

Soll die vielleicht schon nahe Stunde der Abrechnung uns kleiner finden, als unsere Ahnen aus Friedrichs Zeit? Nun gut! Wer das nicht will, der sehe zu an seinem Teil, daß unser Schwert nicht schlechter und nicht stumpfer sei als das des Begründers und Retters der preußischen Großmacht!

Auch unser Heil wird einmal von dem Ausgang eines gewaltigen Kampfes auf der inneren Linie abhängen. Wir haben des Königs Rezept dafür. Aber sieben Jahre ringen können wir nicht mehr.

Wir müssen es kürzer machen. Darum geschehe was geschehen kann, damit wir „nicht nur Prag, sondern auch Kolin gewinnen“.*)

Noch ist in der Entwicklung unserer Wehrmacht die Grenze des Möglichen längst nicht erreicht. Hüten wir uns, die nötigen Opfer zu scheuen! Das Preußen Friedrich Wilhelms I. hat schwerere gebracht, die unter dem Großen König reichliche Zinsen trugen. Und 1806 hat uns gezeigt, wohin es führt, wenn man mit der Versicherungsprämie gegen die Niederlage knausert.

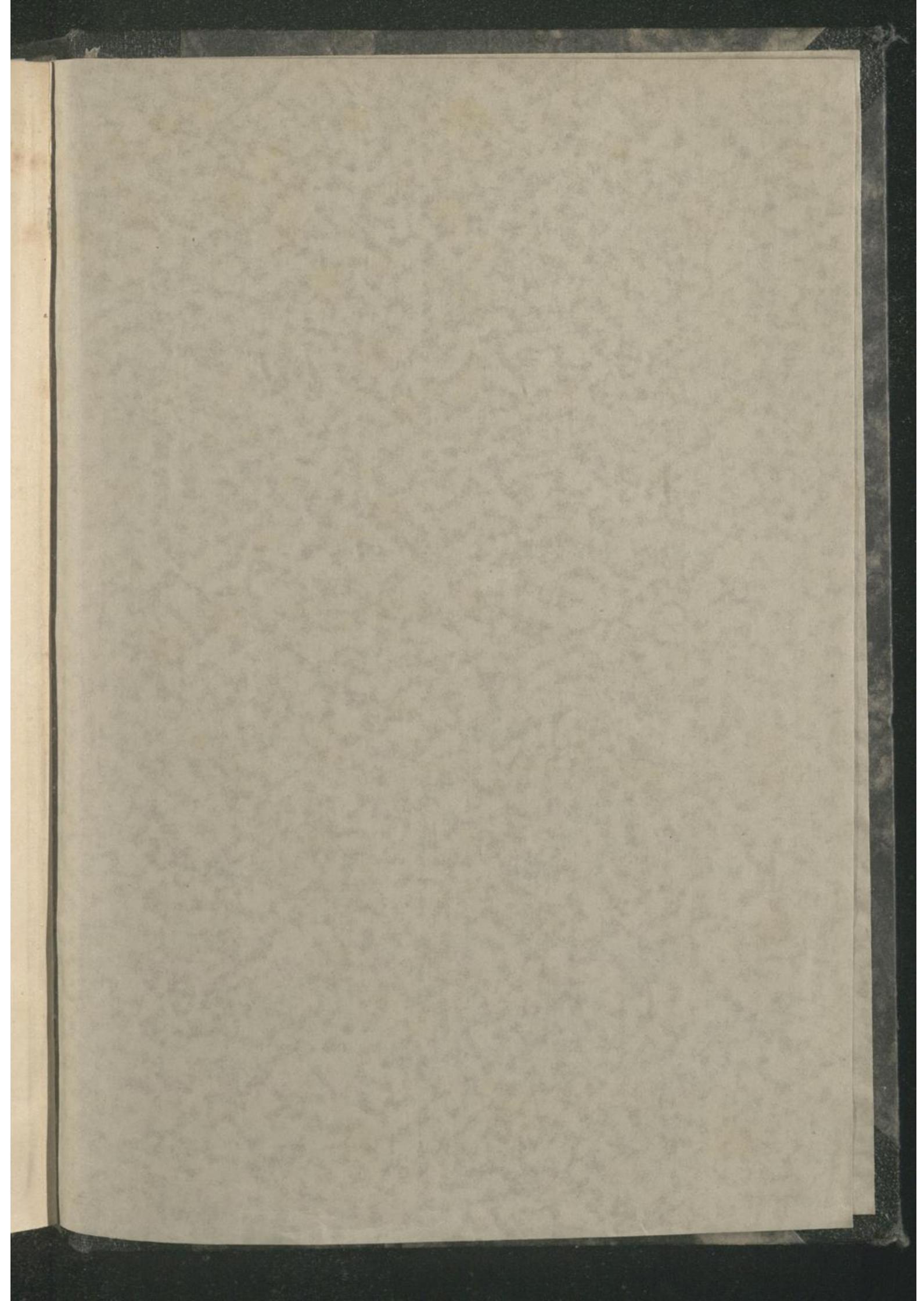
So nötig indes diese äußeren Opfer sind, so wenig ist mit ihnen allein getan. Der Maßstab der Geschichte ist nicht der der trockenen Zahl. Den Kampf der Völker entscheiden die sittlichen Mächte. Was nottut, ist die glühende Liebe zum Vaterlande, der Wille und die Kraft, sich ganz in seinen Dienst zu stellen. Auch darin ist uns König Friedrich ein leuchtendes Vorbild.

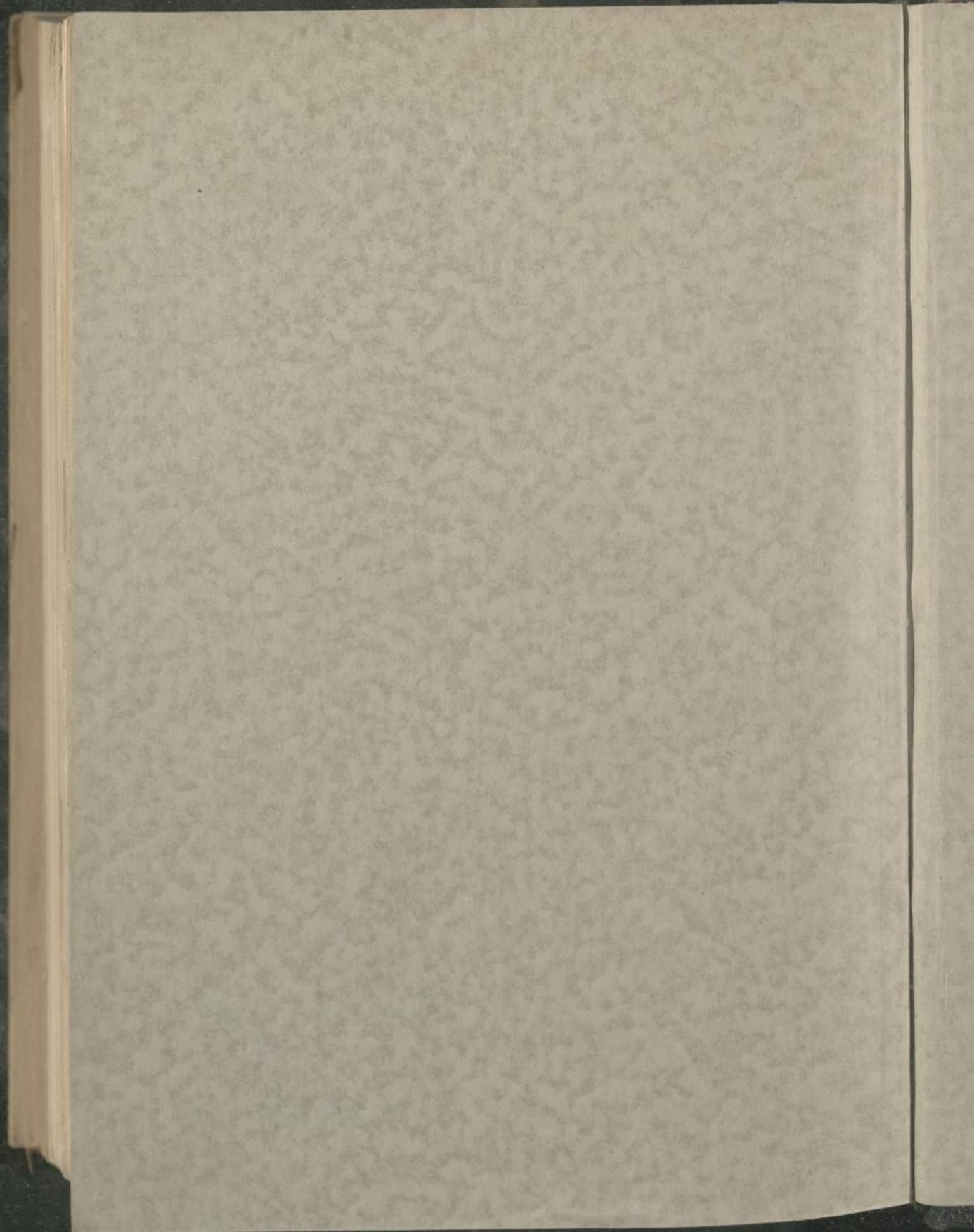
In dem umfassenden Reichtum eines großen Geistes, der Vielseitigkeit seiner Gaben und Neigungen, ruhen Segen und Fluch dicht nebeneinander. Das Licht der Erkenntnis weckt beide zum Kampf. Wie

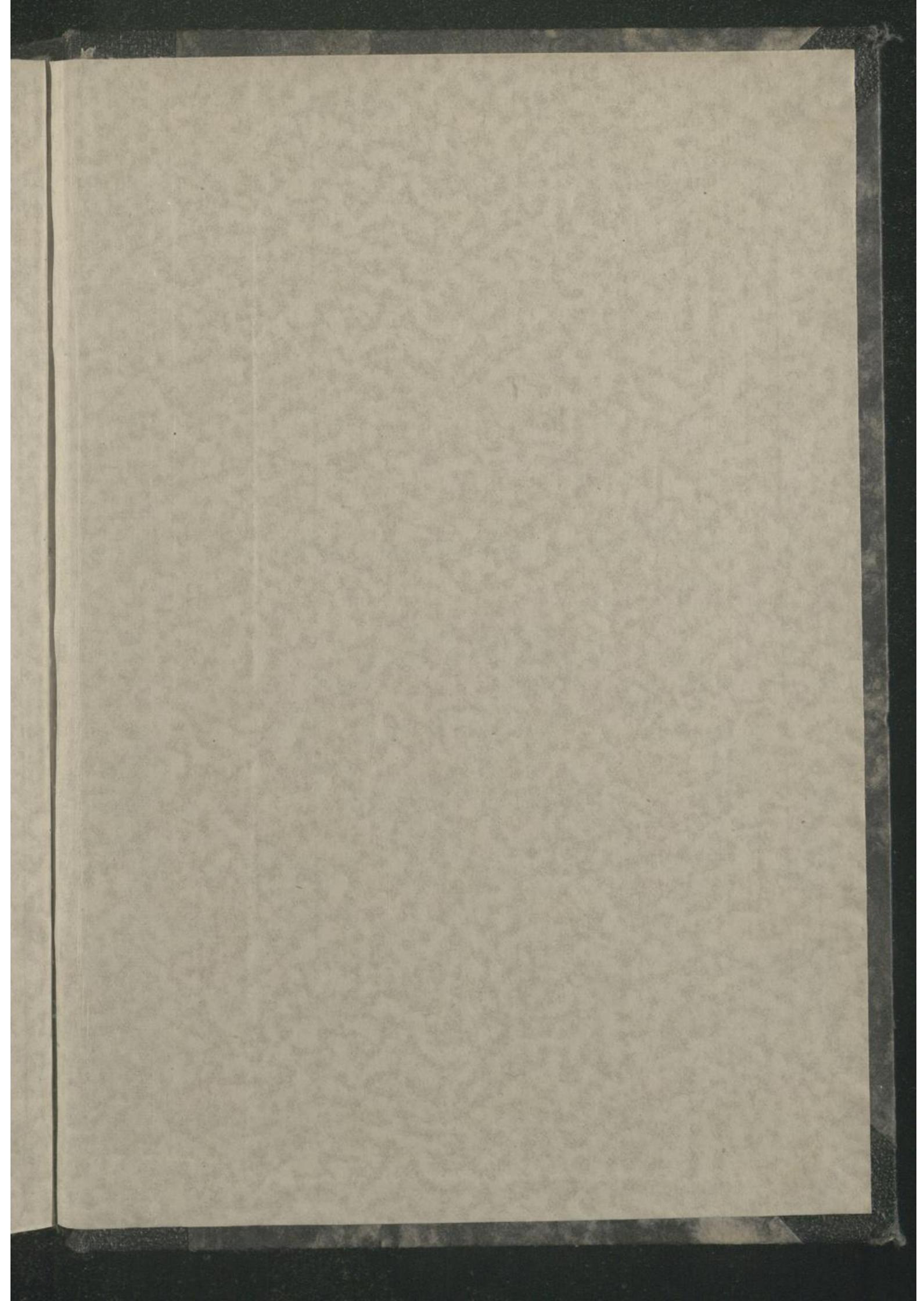
*) Vgl. Bernhadi, Taktik und Ausbildung der Infanterie (S. 186). Berlin 1910
E. S. Mittler & Sohn, königliche Hofbuchhandlung.

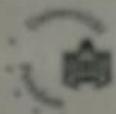
hätte es Friedrich so leicht gehabt, ein Dasein sorglosen Genusses zu führen. Wie lockend war die Versuchung, sich nach welschem Muster auszuleben, die Fülle der Kräfte in allerlei Halbheit zu zersplittern. Statt dessen faßt sie der König als Staatsmann und Feldherr alle mit festem Griff zusammen. Ein Ziel nur kennt er: Preußens Größe, und ein Gebot nur: das der Pflicht. Ihr hat er willig das eigne Glück geopfert.

Ein mahnendes Gleichnis liegt darin für unser Deutsches Volk. Vielsältige Kräfte wohnen auch in ihm. Doch Segen spenden können sie nur, wenn nicht kleinlicher Hader und niedere Selbstsucht sie entzweien, sondern sittlicher Opfermut für eine große Sache, für die des Vaterlandes, sie zusammenschweißt. Nicht besser können wir deshalb die heutige Huldigung vor den Manen des größten der preussischen Könige beschließen, als durch das Gelöbniß, in seinem Geiste tätig zu sein, im Geist der Worte, die er nach der Schlacht von Liegnitz einem Freunde schrieb: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Schuldigkeit tue“.









Universitäts-
bibliothek

Ausleihnr. 03912482

